

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 146

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Wiglaf Droste Lesebuch

Zusammengestellt
und mit einem Nachwort von
Walter Gödden



Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 146

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
hg. im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
in Verbindung mit der
Literaturkommission für Westfalen
von Walter Gödden

Band 146

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Coverfoto: [picture-alliance.com](https://www.picture-alliance.com)

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln,
im Aisthesis Verlag
www.aisthesis.de

© 2025 Nyland-Stiftung, Köln
Umschlaggestaltung: Robert Ward
Druck: docupoint, Barleben
ISBN: 978-3-8498-2131-9

Inhalt

Über das Wünschen	9
Namensgebung	10
Steckrüben zu Winnetous	13
Ein deutsches Geheimnis wird gelüftet	
Kassettchen hören. Wie alles anfang	15
Mein Lieblingsjesus	17
»Wir sind freie Menschen«	19
Rot lackiert. Eine Begriffsverteidigung	23
Der Duft der Frauen	25
Von Schampelmännern und Bovisten. Eine Verneigung	27
Vom Muckefuck zur Schaumschlägerei. Aus der Welt der Kaffeerituale	33
Des Lebens Saftigkeit. Eine abenteuerliche Reise durch die Sensationen und Niederungen des Kulinarischen	38
Weltspartag	42
Erinnerung an 1968	45
Früh raus	47
Nie wieder!	49
Durch die Sprache in die Welt	51
Die Welt als Beute oder Feind. Warum Gang-Food soviel besser schmeckt als Gen-Food	53
Existentialismus heute	55
Heidegger und Heidi, Schnappi schnappi schnapp. Scheinbar ironisch, in Wahrheit debil: Die Deutschen sind übergeschnappit	57

Nasiaten	59
Tünseliges Ostwestfalen	62
Quasbraken luschern	64
Wullacken im Weserbergland	65
Späte Rache oder: The Köln Concert	67
Alles rennet, biket, latschet. Die Bonbon- bunten sind unter uns, im Wald und auf den Straßen	71
Familienfeier	74
Familienbande	75
Meine Familie und ich nicht	83
Lebensplan Zuhause	84
Heim und Heimat	85
Unabhängig werden. Schülerzeitung ma- chen, Töpfern und Schwingungen erzeugen (Christof Meueler)	86
Boche oder Bauknecht?	89
Abenteuer in Bielefeld	91
Bist du süß!	94
Der blitz-blanke Lappen	98
Als Glasbruchmann unterwegs	
Wie ist die Gurke?	102
Ich schulde einem Lokführer eine Geburt	103
Er & Leben	106
Lieber Spengemanns als Langhans. Wie der ostwestfalian Alien die »Wir sind bereit«- Rucker einmal ziemlich alt aussehen ließ	107
Mein Zielgruppenkino	110
Die Rückkehr des Glücksbuddhas	113
Das schwarz-gelbe Gefühl	115

Dein Gesicht ist bekannter als dein Name ...	117
Ein Ausflug nach Sevilla	
Nicht abgeholt, obwohl bestellt. Der jährliche Bielefeld-Bummel kurz vor Heiligabend. Dies Gefühl heißt Bielefeld	122
Ahmsen-Biensen	124
Der Kater Humpelkumpel	125
Vom Glück auf dem Land	128
Kirschen à la aller Art	130
Heimat, regional, global? Oder mal ins Tanzlokal?	133
Ein einfacher Junge vom Lande	136
Nachwort	138
Textnachweise	150
Dank	152

Über das Wünschen

Vor vielen Jahren, als der Dichter Max Goldt und ich noch näher miteinander bekannt waren, kamen wir einmal auch auf das Thema Kindheit zu sprechen. In einem unbedachten Moment rutschte mir die Bemerkung heraus, meine Eltern hätten mir gesagt, ich sei »ein Wunschkind gewesen«. So etwas kann sehr taktlos sein, und Max Goldt betrachtete mich denn auch mit einem Gesichtsausdruck, der den Dreiklang von Amüsement, Spott und Widerwillen visualisierte. Dann sprach er: »Da kann man mal sehen, was dabei herauskommt, wenn Wünsche in Erfüllung gehen.«

Das war ziemlich frech, aber eben auch ziemlich gut und gerecht; mit solchen nichtssagenden Äußerungen belästigt man andere besser nicht. Und außerdem hatte Max Goldt Recht.

Namensgebung

Mit einem Namen wird man nicht geboren, einen Namen bekommt man. Meine Eltern nannten ihren im August 1959 Erstgeborenen Beowulf; ich, der im Juni 1961 Zweitgeborene, wurde mit dem Namen Wiglaf angemeldet, und der dritte, im Oktober 1964 in die Welt Gepresste, wurde Finn genannt, was Jahrzehnte später ein beliebter Jungsvorname wurde, damals in Deutschland aber kaum minder exotisch war als Beowulf und Wiglaf.

Verballhornungen von Namen sind ein bei Kindern jeden Alters beliebtes Spiel. Auf dem Schulhof wurde ich in pubertären Zeiten regelmäßig als »Ficklaf« gehänselt und gegretelt. Ich ignorierte es, bis es mir eines Tages reichte und ich dem Hauptquälgeist, der sich in endlosen »Ficklaf! Ficklaf! Ficklaf!«-Schreiereien ergang, mitteilte, es sei nun gut, alle hätten es kapiert, und das Kapitel sei beendet. Er war einen Kopf größer als ich und ein schweres Kaliber; genau der Richtige, um mir Respekt zu verschaffen. »Ficklaf! Ficklaf!«, frohlockte er; ich teilte ihm mit, das Thema sei ein für alle Mal beendet, er solle nun Ruhe geben.

»Was willst du, Ficklaf?«, fragte er großkotzig und hieb mir hart auf den Kopf; es tat so weh, dass mein Denken aussetzte und ich ihm mit der Faust ins Gesicht schlug. Er fiel um wie ein Sack Eierkohlen, sein rechtes Auge war blutunterlaufen. Der Rettungssanitäter in mir war stärker als jede Form von Stolz; ich rief nach der Schulaufsicht, zum Glück war es mein Englisch- und Sportlehrer, wegen seines Aussehens »Big Jim« genannt und Vorsitzender von Amnesty International in Bielefeld. Er untersuchte den Niedergeschlagenen, der wieder zu sich gekommen war, schickte ihn zum Arzt und für den Rest des Tages nach Hause. Mich nahm er beiseite und sagte: »Ich darf dir das nicht sagen, und du wirst auch

einen Tadel bekommen. Aber das hast du richtig gut gemacht, Wiglaf.«

So lässt sich ein Name tragen; dass er auf Tournee, die Pfingsten 1988 begann und nie enden wird, von Veranstaltern und Hotelangestellten falsch geschrieben wurde, fand ich lustig; es lag dem Falsifizieren kein Arg zugrunde, und so las ich Vigglaß mit V, Doppel-g und Doppel-f genauso gern wie wie Wicklav mit ck und v; sehr schön traf es ein Schweizer Hotelier, der mich unter »Wyglas« buchte; Wyglas heißt Weinglas. Und der amerikanische Musiker, der mich fragte »What's your Name? Big Love?« versöhnte mich für immer mit meinem Namen.

Boshafes erlebte ich noch einmal aus einer unerwarteten Ecke; Volker Ludwig, Chef des Berliner GRIPS-Theaters, schrieb einen Leserbrief an die *taz*, in der ich sein Populärstück »Linie Eins« eher ungünstig rezensiert hatte und nannte mich »Wichslaf Rotze«, warf mir allerdings Geschmacklosigkeit vor. So sehen Eigentore aus.

Trost fand ich auf einer Tournee mit Danny Dziuk, der sich im Hotelregister beständig als »Druk« oder »Druck« wiederfand, und dann erinnerte ich mich der lustigsten Namensgebung meines Lebens, bei der es sich nicht um den Vornamen handelte. Bevor ich 1985 beschloss, nur noch zu schreiben und keinen Nebenjob anzunehmen, tat ich mich in der Welt der Zimmermänner, Dachdecker, Maurer, Landschaftsgärtner und Brauer etcetera um, verdiente so mein Brot und blieb jedweden akademischen Dünkel abhold.

Die letzte Arbeit vor meinem Entscheid, ausschließlich zu schreiben, war die eines Aufräumers fertig gestellter Häuser. Die Handwerker waren durch, hatten aber Späne, Dämmplattenreste undsoweiter hinterlassen, und die Brigade, der ich angehörte, machte alles picobello. Es war saubere, trockene Arbeit, und sie war anständig bezahlt.

So blieb ich ein paar Wochen, um mein Konto ein wenig zu füllen; eines Tages kam der Firmenchef, den ich nur einmal bei meiner Einstellung getroffen hatte, vorbei. Er war ein jovialer, im Ton freundlicher Mann, und er zahlte pünktlich; mehr musste ich nicht wissen. An jenem Vormittag erlebte ich, dass es zu seinen Ehrgeizen gehörte, jeden seiner Arbeiter, und sei es auch nur eine temporäre Aushilfskraft, mit Namen anzusprechen. So kam er auf mich zu, streckte mir männlich die rechte Hand entgegen, sagte markig »Guten Morgen, Herr ...« – und stockte. Mein Nachname war ihm sichtlich entfallen, physisch war zu spüren, wie er sein Gedächtnis durchfledderte, dann flutete ein Lächeln sein Gesicht, und er reichte die persönliche Anrede nach: »... Herr Dorsch.«

Ich nickte, verschob mein fröhliches Lachen auf später, unterschrieb meine Schlussabrechnung mit »Dusty Dorsch, Leichtmatrose und Schwerenöter«, und bin damit sehr gut gefahren auf den Meeren dieser Welt. Wenn ich einmal eine Kichererbsenstreichcreme finde, die »Abu Kicher« heißt, mache ich sie mir sofort pseudonym. Der Mensch braucht mal ein Alias, doch braucht er niemals Adidas.

Steckrüben zu Winnetous Ein deutsches Geheimnis wird gelüftet

Wieder einmal sitzen die Deutschen im Eigenbrei aus Kitsch und Jammern: Wie die »soziale Kälte« so kalt und die Kluft zwischen Ost und West so groß sei. Die Gründe dafür aber wollen sie nicht wissen. Hier sind sie, trotzdem:

In der alten Bundesrepublik kamen die Menschen ohne Eltern zur Welt. Sie wurden in Reagenzgläsern hergestellt, in vitro. Künftige Stadtbewohner wurden in Fabriken gefertigt, während ländliche Bevölkerung aus dem Boden gewonnen oder nach Hausschlachtungen zusammengeleimt wurde. Der Hesse beispielsweise erblickte das Licht der Welt in Form eines Presssacks.

Ich wurde in Westfalen geboren, als Steckrübe. Davon nichts ahnend wuchs ich auf, denn liebevolle Menschen nahmen sich meiner an und zogen mich groß. Erst als ich volljährig war, lüfteten sie das Geheimnis meiner Geburt: Ich kam vom Acker. Eine Welt brach für mich zusammen. Ich fühlte mich einsam und elend. Dem Unwissenden hatte nichts gefehlt, doch jetzt vermisste ich bitterlich, was zum Menschsein gehört: eine menschliche Herkunft.

Die Steckrübe, die ich war, funkte SOS. Das Universum blieb stumm. Ich stellte fest, dass es allen Bewohnern der Bundesrepublik nicht anders ging, dass die meisten von ihnen ihr Schicksal für ganz selbstverständlich hielten und meine Unruhe darüber überhaupt nicht teilten. Mir war das kein Trost, doch ich lernte, meine Sehnsucht nach außen hin zu verbergen: den Wunsch, ein wahrer Mensch zu werden.

Bis 1989 musste ich warten – dann änderte sich schlagartig alles. Die innerdeutsche Grenze öffnete sich. Erstmals traf ich auf Menschen, die auf natürlichem Wege zur Welt gekommen waren, geboren in Freiheit, von

glücklichen Müttern an sonnigen FKK-Stränden. Anfangs war ich so neidisch, dass ich alle DDR-Bewohner verfluchte und verspottete: Weil ich nicht glücklich war, durften sie es auch nicht gewesen sein, niemals! Umgekehrt verhielt es sich ähnlich: Viele dieser natürlich geborenen Menschen waren neidisch auf die künstliche Existenz der Bundesdeutschen und empfanden ihre eigene Herkunft als Makel.

Lange durchwanderte ich die Landschaften, die ich selbst aus Verzweiflung als »Fünf Neue Tränensäcke« verhöhnt hatte. Die Menschen dort waren so anders – so naturbelassen, so edel, so winnetouhaft. Mein Verlangen, einer von ihnen und damit ein Mensch zu sein, steigerte sich ins Unermessliche. Eine junge Frau wies mir den Weg. In ihren Augen fand ich Liebe, in ihren Worten Wahrheit, in ihren langen, schlanken Armen Trost und zwischen ihren Schenkeln: Humanität und Sozialismus.

Plötzlich wusste ich, was zu tun war: Ostdeutsche Menschen, die sich nicht an den Westen verraten und verkauft hatten, würden künstlich hergestellte, aber gutwillige Westdeutsche wie mich adoptieren und so zum Licht des wahren Menschseins emporziehen! Der Plan reifte und wurde Gewissheit: Ich würde meine Steckrübenexistenz fortschleudern und das Wagnis Mensch beginnen!

Seitdem bereite ich mich auf den großen Tag vor. Ich stehe in einer Schlange an, nackt natürlich, übe Osten und die ersten Worte meines neuen Lebens: »Hallo, Mutter.«

Kassettchen hören. Wie alles anfang

Zum vorgelesenen Buch habe ich ein innigliches Verhältnis. Meine Eltern lasen ihren Kindern vor, Wilhelm Busch zum Beispiel, »Tobias Knopp«, und weil Kinder konservativ sind, reaktionär und redundant, mussten die Eltern das immer wieder tun, und wehe, sie ließen zum Versuch der Zeitersparnis einen der köstlichen Verse aus. Dann war das Gemaule groß, nein, immer wieder genau so wie vorher und wie immer, hieß die Zauberformel für das Kinderglück der Regression.

»Tobias Knopp« ist bis heute eins meiner liebsten Bücher, und viele der lebensnützlichen Reime sind als Wort quasi Geflügel geworden: »Wie erschrak die Gouvernante / als sie die Gefahr erkannte«, »Schwierig, aus verschiednen Gründen, / ist das Schlüsselloch zu finden«, »Dies ist Debisch sein Prinzip / oberflächlich ist der Hieb / Nur des Geistes Kraft allein / schneidet in die Seele ein.« Irgendwann schaffte mein Vater ein Tonbandgerät an. Von da an wurden Geschichten auf Band gelesen, Kästners »Emil und die Detektive«, Grimms Märchen, und mein Vater trommelte sogar den Rhythmus der Serie »Fahrt ins Abenteuer« auf Band und piffte die Melodie dazu. Es war ein Glück, krank zu sein. Man bekam das Tonband neben das Bett gestellt, und Daddys Stimme las vor.

Etwa 20 Jahre lang hörte ich keine Bücher mehr, sondern las sie lieber leise selber. Dann trat das Hörbuch mit Macht in mein Leben. Ich verliebte mich. Als die Liebe nach der dafür festgesetzten Frist vom Harmonischen ins Harmonische schwenkte, zerrte mich die Schönheit nicht, wie es sonst gern gemacht wird, vor den Fernsehapparat. Sondern sah mich hold an und fragte: »Na – Kassettchen hören?« Ich nahm an, und das war mein Glück. »Glück hat auf Dauer nur der Süchtige«, hat Wolfgang Neuss gekalauert – im Fall der

Kassettchensucht stimmt das. Es ist so beruhigend, sich nachts in den Schlaf lesen zu lassen. Man holt sich ein mehrstündiges Hörspiel, Umberto Ecos »Der Name der Rose«, Tolkiens »Der Herr der Ringe« oder »Der Meister und Margarita« von Michail Bulgakow, und man hat lange etwas davon, denn natürlich schläft man beim Klang sonorer Männerstimmen zügig ein, und am nächsten Abend geht die Sache von vorne los. Bis man mit einer größeren Hörspielproduktion durch ist, kann ein Jahr vergehen, und jedesmal wieder hört man Dinge, die man bis dahin verschlief. Hört man die Kasette einmal tagsüber und wach, ist das Hörspiel plötzlich ein ganz anderes.

Einschlafauglichkeit ist eins der wichtigsten Kriterien des Kassettchens. Klirrende, sinnlos schluchzende Stimmen wie die von Corinna Kirchhoff trüben das Vergnügen ungemein. Das Hörspiel steht und fällt, wie auch das Hörbuch, mit den Stimmen der Sprecher. Ich habe meinen Vater im Ohr, wie er das Märchen »Sechse kommen durch die ganze Welt« liest, und stelle fest: Gegen Otto Droste sehen viele Leseprofis ziemlich alt aus. Christian Brückner, so klasse und so viel er liest, kann eben nicht überall sein. Dennoch wird der Kassettchenstapel neben meinem Bett immer größer, und unterwegs habe ich einen kleinen Kassettenrecorder dabei, der noch dem fiesesten Hotelzimmer die Trostlosigkeit nimmt. Licht aus, Kassettchen an: humm humm humm.

Mein Lieblingsjesus

Als Kind war ich so mager, dass ich manchmal Biafra genannt wurde. Ich konnte auch gut Bodenturnen, aus der Brücke in den flüchtigen Handstand und solche Sachen, so dass ich bei manchen auch Gummimännchen hieß. Ein anderer Spaß war das Vorgelesen bekommen, Grimms Märchen, Wilhelm Busch, Kästners Emil und die Detektive, und manchmal auch etwas aus der Bibel: ein netter Mann, der von gar nicht netten Männern in einen Brunnen gestopft wurde, etwas nicht zum Gläubischwerden, sondern mehr als historisches Abenteuer. Geglaubt werden musste zuhause nicht, der liebe Gott hatte bei uns nicht viel zu tun und konnte sich um andere kümmern, die ihn nötiger brauchten.

Im Kindergottesdienst lernte ich Jesus kennen, einen komischen Kerl auf einem Esel, der später ans Kreuz gehauen wurde. Das fand ich gemein. Jesus tat mir leid, war mir ansonsten aber egal. So richtig klasse war der nicht, es fehlte wohl der Glamour. Erbärmlich dünn und mergelig hing er am Kreuz herum. Ich dachte immer, der könnte doch wirklich endlich nach Hause gehen.

Später erwärmte ich mich für die Kitschästhetik von Puttenengeln und Marienbildern, aber Jesus hätte ich mir nie an die Wand gehängt. Der Typ verbreitet einfach etwas Ungutes, Penetrantes. In Mexico liebäugelte ich mit dem Kauf eines Jesuskopfes, der mit einer Stacheldrahtkrone verziert war, in der rote Lichter blinkten. Die vollkommen geschmacksferne Anbetung Gottes und der Seinen in südlichen katholischen Ländern scheint mir noch heute die angemessenste Art und Weise religiöser Verehrung zu sein. Der Protestantismus schafft das nicht; hier ist Jesus das Gespenst der Bulimie, eine Ikone des Verzichts, des stilisierten Mangels. Das macht keine Freude.

Das kreuzigungsfähige Alter habe ich unangenagelt überstanden. Ich musste gut 40 werden, bis ich einen Jesus nach meinem Herzen fand. Ausgerechnet in Brandenburg geschah es, in Groß Ziethen, unweit Berlins. Groß Ziethen hat das bewährte Brandenburger Programm zu bieten: landschaftlich schön, menschenlandschaftlich eher nicht so.

Sogar die jungen Landwirte, die auf ihren Treckern durchs Dorf pümpelten, trugen die landesübliche politische Kurzhaarfrisur. Dennoch stieg ich aus dem Auto, um eine Kirche zu besichtigen und dort eine Kerze anzuzünden; ich weiß nicht warum, aber es scheint mir eine geeignete Maßnahme zu sein, dafür Sorge zu tragen, dass die Liebe nicht erlischt. Ich betrat die Kirche von Groß Ziethen und sah IHN: Er sah aus wie ich. Er hatte unpolitisch kurze Haare, er hatte kräftige Oberschenkel und kräftige Waden, und er hatte einen Bauch. Ich stürmte auf ihn zu und fasste ihn an: rund und hart und fest im heiligen Fleische, yippieh! Jesus, Jesus, so geht es doch auch: unverhärtet, tiptop im Futter und gut durch den Winter gekommen.

Zum Dank legte ich eine Lieblingskastanie auf den Altar, beugte das Knie und ging, auch ich eine Art Jesus: Für die Leserinnen und Leser dieses Textes habe ich eine schwere Last auf mich geladen – einen ganzen Tag in Brandenburg vollbracht.

»Wir sind freie Menschen«

Ich war acht Jahre alt, als ich die »Lederstrumpf Erzählungen« im Fernseh sah. Die Familie – die Großmutter väterlicherseits, der Vater, die Mutter und ihre drei Söhne – saßen in Ommas Wohnzimmer und starrte gebannt in den Kasten, in dem der weiße Jäger Nat Bumppo und der Indianer Chingachgook zusammen herumstreiften, ritten, jagten, Kanu fuhren, kämpften und einander immer beistanden und aus höchster Not befreiten. Ich war genau im richtigen Stimmungsalter für diese Art von abenteuer gesättigter Jungsromantik. Es war herrlich. Chingachgook, was laut Film »Die große Schlange« bedeutete, und der Waldläufer Nathaniel Bumppo, der nicht nur »Lederstrumpf« hieß, sondern auch »Wildtöter« oder »Falkenauge«, weil er wusste, wie man mit einer Büchse stets unfehlbar ins Ziel traf, waren Blutsbrüder. Das Wort »Büchse« verwunderte mich; in und aus Büchsen kannte ich Thunfisch, Mandarinen, Tomaten oder Bockwürste, aber schnell begriff ich, dass es sich bei dieser Büchse um Nat Bumppos Gewehr handelte.

Die beiden unzertrennlichen Freunde trugen wunderbare Kleidung aus Hirschleder mit Fransen und sahen darin beneidenswert großartig aus; wie sehr wünschte ich, der etwas derart Freiheit Verheißendes noch niemals getragen hatte, mir so einen Anzug beziehungsweise Aufzug zu Weihnachten! Denn es war ja Advent oder sogar schon Weihnachten, als die »Lederstrumpf Erzählungen« gesendet wurden. (Damals sagte man statt gesendet noch »ausgestrahlt«; diese Formulierung wurde spätestens nach den ersten Protesten gegen Atomkraftwerke dann aber fallen gelassen.) Es war die Zeit des ZDF-»Weihnachts-Vierteilers«, viergeteilt wurde allerdings niemand. Im Gegenteil, Vierteiler war ein Versprechen: vier Folgen einer leider viel zu kurzen

Serie, deren einzelne Sequenzen mit etwa 90 Minuten Länge aber jeweils Langfilmformat hatten. Dieser Vierteiler trug sein Publikum durch eine der dümmsten und anstrengendsten Zeiten des Jahres, die Weihnachtszeit, in der Zwangsharmonie auf dem Stundenplan stand, auch für Achtjährige.

Aber dann kamen Chingachgook und Lederstrumpf angeritten, rissen ein Gefängnisgitter aus der Wand und damit auch den ganzen Weihnachts-Heuchelhüchel ein; es war aufregend, spannend und schön! Wie Lederstrumpf den Tomahawk, den ein Indianer auf ihn schleuderte, auffing und – wuschsch – direkt zurückwarf, sehr zu Ungunsten der Stirn seines Gegners. Das war keine Haarspalterei, hier ging es um den Schädel und um das darin Eingemachte.

Vier Folgen gab es, vier Wochen der Rettung also, im Fernseh insgesamt etwa sechs Stunden lang, aber dazu kam ja die noch viel längere Nachspielzeit, die nichts mit der in einem Fußball-Match zu tun hat: Wir spielten das Gesehene bis zur nächsten Folge eine Woche später unendlich oft in allen Varianten nach, mussten zu unserem großen Bedauern in Ermangelung eines Beils von der Sache mit dem Tomahawk aber absehen.

Die Szene ging mir lange im Kopf herum. Ich war bis dahin eher Fernsehnovize gewesen. Fernseh gab es in meiner Kindheit sehr wenig. Meine Eltern hatten zuerst gar keinen Apparat, dann bekamen sie von meinen Großeltern, die sich eine neue Flimmerkiste – so wurden Fernseher damals genannt – angeschafft hatten, einen dusteren Kasten geschenkt, der mit Ach und Krach gerade das Erste Programm schaffte, und das auch nur sehr grieselig. Auf dem Bildschirm sah es aus wie Graupelschauer, und für meine beiden Brüder und mich gab es das »Sandmännchen« als Schneegestöber. Nur Sport durfte, wenn auch in nämlicher Qualität, immer

gekuckt werden; mein Vater war Gymnasiallehrer für Englisch und Sport und begeistert leichtathletisch, sehr gern auch beim Zuhauen.

Erst nach dem Umzug in das umgebaute Haus meiner Großmutter – mein Großvater, von dem ich nur noch weiß, dass er nach Haaröl roch und sich scheitelte wie ein Sardellentiger, war unterdessen von mir unbemerkt verstorben – ergaben sich mehr Fernsehmöglichkeiten. Oft musste das heimlich geschehen; wir schlichen dann in den Küchenflur meiner Omma, von dem aus man freien Blick auf den Fernseher hatte und sehen und hören konnte, was die im Wohnzimmer hockenden Erwachsenen wegglotzten. Heikel wurde es, wenn einer von ihnen aufstand, dann galt es, blitzschnell und lautlos zu verschwinden. Es gelang erstaunlich oft.

Manchmal durften wir aber auch ganz offen mit auf dem Sofa sitzen; zum Beispiel eben beim Weihnachts-Vierteiler. Mein erster davon war »Tom Sawyer und Huckleberry Finn« im Jahr zuvor gewesen, und ich erinnere mich heute noch an die klappernd kalte Angst, die ich vor »Indianer Joe« hatte. Aber es handelte sich um Verfilmungen von Weltliteratur, und so war das Fernsehkucken gestattet, eben auch der »Lederstrumpf«, der war von James Fenimore Cooper, also irgendwie »wertvoll«.

Zwar musste man sich hinterher noch den Gratissermon anhören, um wie viel besser doch die literarische Vorlage sei und das Fernseh doch so banal, beinahe so schlimm wie Comics, aber diese ressentimentgeladenen Vaternorganamonologe kannte man ja schon vom Mittagstisch. (Als ich später Romane von Cooper geschenkt bekam, empfand ich sie als öde, zäh und weit-schweifig; zum Einschlafen waren sie aber gut geeignet.)

Erst viel später begriff ich, warum ausgerechnet Lehrer, diese perfekt unerträglichen Konfektmischungen aus

halber Bildung und ganzer Beschränktheit, immerzu von »Werten« sprechen. Und warum viele von ihnen, seitdem es sie gibt, die Grünen wählen. Genau deshalb. Wer schon immer alles weiß, muss ja nicht mehr hinsehen.

Ich sah und hörte genau hin, und als in der dritten »Lederstrumpf«-Folge, »Das Fort am Biberfluss«, Nat Bumppo zu Chingachgook sagte: »Wir sind freie Menschen«, dachte ich glücklich: Ja, und so wird es sein. Später wurde mir klar: Man muss deshalb, zum Glück für sich selbst und alle anderen, kein Lederfransenhemd anziehen.

PS:

Etwa 40 Jahre später lief ich beim Weihnachtseinkauf durch die DVD-Abteilung einer Buchhandlung. Für Freunde hatte ich schon alles gefunden, als mir plötzlich die »Lederstrumpf Erzählungen« ins Auge sprangen. Das war mein Weihnachtsgeschenk an mich! Noch am selben Abend sah ich mir alle vier Folgen an und stellte fest: Soviel Sorgfalt waltet in Fernsehproduktionen selten. Hellmut Lange als Nat Bumppo und Pierre Massimi als Chingachgook machen ihre Sache ausgezeichnet. Und als ich den Satz »Wir sind freie Menschen« hörte, fiel mir alles wieder ein, ich weinte und lachte vor Trauer und Glück und wusste genau, warum.

Rot lackiert. Eine Begriffsverteidigung

... Ich denke bei »rot lackiert« nicht an Faschisten, sondern an Fußnägel. Seit ich denken kann, hat mich der Anblick rot lackierter Frauenfußnägel begeistert; die kirschrot glänzenden Nupsis sind hinreißend. Ich muss etwa fünf Jahre alt gewesen sein, als mich ihr Anblick zum ersten Mal schwindelig machte.

Es war Mitte der 1960er Jahre in Bad Oeynhausen. In dem alles andere als betuchten Fünfpersonenhaushalt, in dem ich aufwuchs, war ein Budget für Nagellack nicht vorgesehen. Das war bei den Wohnungsnachbarn offenbar anders. Herr Richartz arbeitete als Fotograf, und seine Frau war sein Lieblingsmodell. Sie war groß, schlank, elegant, hatte langes blondes Haar, ließ im Sommer lange, sonnengebräunte Beine sehen, trug hochhackige, luftige Sandalen und hatte rot lackierte Fußnägel. Der Anblick dieser schönen Frau, der ich noch nicht einmal bis zum Nabel reichte, machte mich schier wahnsinnig. Mit ihrem Sohn, der etwas älter war als ich, war ich gar nicht sonderlich befreundet, aber ich klingelte dauernd an der Nachbarstür, angeblich, um mit Thomas zu spielen, aber das war sowas von gelogen. Ich wollte nur seine Mutter sehen, möglichst in einem kurzen Kleid oder Rock, und, bitte!, mit diesen rot lackierten Fußnägeln.

Ich war verliebt, und mein Begehren war nicht platonisch. Das Wort Sex hatte ich mit fünf Jahren noch nicht gehört und hatte von nichts eine Ahnung, aber dass sich in und an mir etwas regte, war nur zu deutlich spürbar. Die magisch glänzenden rot lackierten Fußnägel entfalteten heftige Wirkungen, doch mein heimliches Verlangen wurde nicht erhört. Der von allen Kindern verabscheute, weil sie vom wahren Leben ausschließende Satz »Dafür bist du noch zu klein« traf hier in jeder Beziehung zu.

Etwas später ging ich mit einem gleichaltrigen Nachbarmädchen auf Entdeckungsreise, wir waren beide neugierig und zeigten uns gegenseitig alles. Dass sie sich nicht die Nägel lackierte, störte mich überhaupt nicht. Aber wann immer ich Frau Richartz im Treppenhaus begegnete und sie von Kopf bis zu den Füßen betrachtete, fuhr es mir gewaltig ein.

Dann zog meine Familie fort von Bad Oeynhausen, ich dachte nicht mehr an die schöne Nachbarin, aber als ich, viele Jahre später und vom Kind zum jungen Mann herangewachsen, eine schöne Frau mit rot lackierten Fußnägeln im Café sitzen sah, wusste ich schlagartig, dass ich nichts vergessen hatte.

Bis heute denke ich bei den Worten »rot lackiert« nicht an blöde Faschisten, sondern an etwas Schönes, Aufregendes und noch immer Verheißungsvolles. Und an einen Jungen, dessen Gefühlslage ich heute so beschreiben würde:

So steht man da, fünfjährig unschuldig,
in seiner Unterhose einen Steifen,
und lernt, nicht ohne Seelenschmerz:
Zum Mann muss man erst reifen.

Der Duft der Frauen

Leider sehr gut erinnere ich mich an den Geruch nach alter Tante. Crème Mouson hieß das Zeug, meine Brüder und ich schenkten es älteren weiblichen Verwandten, für die uns ein richtiges Geschenk einfach nicht einfallen wollte. Es war die Zeit, in der Blacky Fuchsberger Reklame für 4711 Kölnisch Wasser machte: x-mal strutzte er das Süßwasser aus einer riesigen Pulle in den Handteller, stellte die Flasche ab, zerrieb die verwesungsgeruchige Lache in beide Hände und hieb sie sich mit zehn Fingern über Gesicht und Haar, bis zum Hinterkopf. Der Mann muss gerochen haben wie eine Weihnachtsfeier pensionierter Bordsteinschwalben.

Seitdem haben die Deutschen, was ihren Duftauftrag angeht, schwer aufgerüstet, aber sie stinkmorcheln immer noch. Anders zwar, weniger naturbelassen achselhöhllich, mettwurstig oder smegmatisch, stattdessen hochaggressiv nach Hormonwasser. Viel hilft viel, heißt die Devise, nach der sich Herren mit Herrendüften einjauchen, dass einem die Augen tränen. Die Nasenlöcher wollen sich von innen verstopfen vor Not und Qual, wenn so ein Kerl von Drogeriewelt sein Badezimmer verlässt, um bis weit über die Grenzen des Landes hin die olfaktorische Botschaft seiner Existenz zu verströmen: Hier komme ich, ich heiße Heinz und ich habe Parfüm, meine Nase ist taub, sonst röche ich anders und vor allem weniger.

Man kann nicht wegriechen. Man kann erfreulicherweise wegsehen, auch wenn einem turnusmäßig die Ohren vollgeheult werden, dass man alles dürfe, nur nicht wegsehen. Aber das kann man überhören, obwohl das Weghören schon weit schwerer ist als das Wegkucken. Nur wegriechen kann man nicht. Der Geruchssinn lässt sich, außer durch Krankheit, nicht abstellen,

und wer eine feine Nase hat, der hat an ihr viel Freude und mindestens ebensoviel Kummer.

Die Welt liegt unter dem Vollbeschuss der Friteuse, und wo die Friteuse nicht hinreicht, da schlägt das Parfüm zu. So arbeiten Frittenfettler und Dufthersteller Hand in Hand an der olfaktorischen Vergiftung der Weltbewohner. Nicht nur nasentote Herren sind es, die Toxisches ventilieren – auch Frauen fügen der Welt schwerste Geruchsverbrechen zu. Sie dünsten angebliche Sexuallockstoffe aus, die jeden riechkolbig noch nicht erledigten Mann die schnellen Schuhe schnüren und rennen, rennen, rennen lassen – wenn das geht.

Im vollbesetzten Zug ist schlecht weglaufen. Als mich drei Grazien im Speisewagen an einem Vierertisch einkeilten, war es zu spät. Sie pesteten Moschus und Mailöckchen aus; offenbar hatten sie darin gebadet. Mir wurde schlagartig schlecht, doch wollte ich mich nicht direkt auf den Tisch erbrechen, obwohl mein Körper mir das dringend empfahl. Im Geiste sah ich Rettung blinken: Verzweifelt orderte ich beim Kellner eine französische Käseplatte. Der kräftige Fromage, so glaubte ich, würde schon gegen den Geruchsterror des miefenden Kleeblatts anstinken. Doch weit gefehlt: Der Käse kam aus dem Kühlschrank und roch auch sonst nach nichts. Schwerer Olfaktorschaden war nicht mehr abzuwenden. Die drei Damen vom Geruchsg grill aber spürten nicht das Geringste.

Von Schampelmännern und Bovisten Eine Verneigung

Haben Sie es satt, Müller zu heißen, Meier oder Schulze? Möchten Sie nicht lieber ein filziger Milchling sein? Ein Flaschenstäubling? Ein grauer Wulstling? Ein striegeliger Rübling? Ein lila Dickfuß? Ein sparriger Schüppling? Ein Judasohr? Eine krause Glucke? Ein kegeliger Saffling? Eine Toten-Trompete? Ein duftender Leistling? Ein gemeiner Stinkschwindling? Oder ein niedliches Stockschwämmchen?

Dann müssen Sie nur auf Pilz umschulen und in den Wald ziehen, oder wenigstens in den Garten. Egal, was Sie vorher waren oder taten, Sie werden sich rasant verbessern und evolutionieren. Die Menschheit bildet Schwafelköpfe in Hülle und Fülle aus; als Pilz können Sie sich persönlich zum rauchblättrigen Schwefelkopf emanzipieren und damit auch noch den allgemeinen Fortschritt befördern. Haben Sie womöglich etwas bizarre sexuelle Neigungen? Kein Problem – als Riesenporling oder als Lacktrichterling werden Sie jede Menge Spaß bekommen, ohne gleich die Öffentlichkeit damit zu behelligen, die das schließlich nicht das Geringste angeht.

Die stille Zauberwelt der Pilze eröffnete sich mir im noch nicht schulpflichtigen Alter. Die kleinen Gnubelmänner waren das Größte. Ohne mich zu schonen, drang ich in jede Schonung ein, kroch in jedes Dickicht, die Nase am duftenden Waldboden, zwischen Fichtennadeln, Buchenblättern oder im weichen Moos. Im Kindergarten hatte man uns etwas vom Paradies erzählt – hier war es. Pilze suchen war klasse; man musste keine blöden Sonntagssachen anziehen und durfte sich so schmutzig machen, wie man wollte. Es war ja für einen guten Zweck – nach einem Ausflug in den herbst-

lichen Wald sollte schon eine ordentliche Pilzmahlzeit zusammenkommen.

An der allerdings hatte ich keinen Anteil und beanspruchte auch keinen; essen wollte ich nichts von dem, was gefunden und im Pilzkorb gesammelt worden war, auf gar keinen Fall. Die einzigen Pilze, die ich zu dieser Zeit mochte, waren Champignons aus dem Glas oder aus der Dose. Warum nur? Sie hatten so gut wie gar keinen eigenen Geschmack. Der Kindermund war kulinarisch noch nicht entwickelt. Während die übrigen Familienmitglieder die selbstgesuchten, sorgsam geputzten und mit Butter, Knoblauch, Zwiebeln und Kräutern zubereiteten Pilze verspeisten, futterte ich glücklich grimmige Schampelmänner aus der Büchse.

Plastikpilze als Lohn für frische Beute: Ich saß da wie ein Indianer, der die kostbarsten Felle und Pelze gegen dünne, schlecht gewebte Decken, bunte Glasperlen und anderen Plunder eintauschte. Das ging mir allerdings erst viel später auf, und vor allem wollte ich es ja so haben. Für den Abenteurer liegt der Zweck des Abenteuers allein im Abenteuer selbst. Er hat die Freude und das wilde Vergnügen, die Beute geht an andere. Den Reibach nehmen die Damen und Herren von der Rechenschieberfraktion wie selbstverständlich an sich, denn im Aufgehen kühlen Kalküls finden sie ihr Ergötzen an der Welt. Es kann die scheinbar naive, harmlose Pilzsuche dem Pilzsucher die Augen öffnen für jene Klassenverhältnisse, vor denen er doch, bewusst oder unbewusst, in die Wälder floh.

Mein Vater hatte den Ehrgeiz, jeden Pilz, den er als essbar klassifiziert hatte, anschließend auch tatsächlich zu essen. Ein gewisses Restrisiko nahm er dabei in Kauf; allerdings sollte für den Fall, dass er sich fatal geirrt haben könnte, nicht die gesamte Familie dahingerafft und ausgelöscht werden. Nur jeweils ein Eltern- und ein Kinderteil der Sippe durfte beziehungsweise musste

sich über die gewagte Speise hermachen. So wurde auch der nackte Ritterling verspeist; Testesser waren mein Vater und mein älterer Bruder. Noch in derselben Nacht wand sich mein Vater in Leibschmerzen; deren Quell aber war, wie sich bald herausstellte, nur eine Entzündung des Blinddarms.

Was die Auffassung untermauerte, am Pilz selbst könne ja gar nichts Böses sein, denn der Pilz an sich ist gut. Wer in Knollenblätter-, Panther- oder Fliegenpilze hineinbeißt, kann nicht bei Trost sein. Das muss man doch nicht machen. Sichtbar giftig und wie geschminkt leuchten sie den Betrachter an und wispern wie der Wind in den Weiden:

»Ja komm her, dich meine ich,
komm zu mir, auf den Iss-mich-Strich ...«

Auf Englisch heißen die Giftlinge *Toadstools*: Kröten-schemel. Wer ihren Einflüsterungen erliegt, dessen Leben ist allerdings keinen Pfifferling mehr wert. Für den wiederum gilt:

Der Pfifferling ist als Passion
eine kleine Sensation.

Die Archaik des Jagens und Sammelns geht ihrer Reize niemals verlustig; dieser Sucht hängt man ein Leben lang an. Mit geschärftem Pilzmesser und gleichfalls scharf gestelltem Pilzblick zieht der Suchende aus. Übermütig ruft er:

»Wo bist du,
Bovist du?«

– und setzt, weil der Bovist mal wieder stumm bleibt, sogar noch nach: »Schlagt die Bovisten, wo ihr sie trefft!« Sein Glück will der Waldgänger machen und

also frohgemut nachschauen, ob Gott ihm seine rechte Gunst erweist, wie es im Lied heißt. Das Glück des durch die Natur hirschelnden Wanderers ist vielgestaltig, doch seine höchste Form ist das Auffinden des Steinpilzes. Herrenpilz mag ich ihn nicht nennen, das klingt wie von Herrenmenschen erdacht; unzweifelhaft aber ist der Steinpilz der König des Waldes. *Boletus edulis* ist sein lateinischer Name, die Verehrer dieser Majestät sind folgerichtig die Boletarier. Dass sie sich vereinen, kommt nur in Ausnahmefällen vor. In der Regel belauern sie einander mit scheelen Blicken und einer prall gefüllten Gallenblase im Herzen.

Freund Vincent Klink und ich durchstreiften ein Steinpilzrevier nahe Stuttgart, das sich schon oft von einer großzügigen, ergiebigen Seite gezeigt hatte. Auch diesmal wurden wir fündig. Wer den Steinpilz erblickt, den durchzuckt ein Freudestrahl, und er wird selbst zum Glückspilz. Wir knieten nieder; anders als kniend, hockend oder sich bückend ist dem Pilz nicht beizukommen, das hat er sauber eingefädelt. Hinter uns knackte der Wald, jäh trat ein Mann aus dem Dickicht. Er war groß, trug Funktionskleidung und eine Kiepe auf dem Rücken. Ein finsterer, missbilligender Ausdruck lag auf seinem Gesicht, das unheilvoll schimmerte wie die dunkle Seite des Mondes. Vor uns stand ein Pilzprofi – keiner, der mit dem Steinpilz tanzt, sondern das Erwerbsboletariat in seiner reinen Erscheinungsform.

Der Mann zog demonstrativ ein großes Messer, schaute herrisch auf die Pilze und sagte etwas in einem Argot mit turbokroatischer Anmutung. Wollte der im Ernst wegen einiger Pilze Krieg anfangen? Wir waren immerhin zu zweien, aber dass Hauen und Stechen nicht unser Metier ist, sah er uns wohl an. Die Steinpilze, vor denen wir uns niedergelassen hatten, nahmen wir noch mit; dann über ließen wir das Terrain dem düsteren Messerling. Wir taufte ihn Herrn Grabschitsch; sein

Gebaren lehrte uns, dass die Geschichte des Amsselfeldes neu geschrieben werden muss. Wenn sich die Liebe zum Pilz in Beutegier wandelt, wird der Mensch zur Bestie.

Noch andere Feinde hat der Pilzfreund: Maden, Schnecken und Rentner. Was an manchen Tagen durch die Wälder pensioniert, ist schier nicht auszuhalten. Schneckenfallen gibt es – warum keine Rentnerfallen? Oder sind die Reisebusse, in denen ruhelose Senioren wie eingedost durch die Welt gekarrt werden, in Wahrheit mobile Rentnerklappen? Dann aber bitte nicht am Waldrand öffnen und die zwar von Hinfälligkeit geplagte, aber umso heftiger zu allem entschlossene, aufgestachelte Meute auf wehrlose Pilze loslassen. Schweigsame Pilze sind nichts für Gruppentruppen, Nordic Walker oder andere Geräuschlinge und Ächzebolde. Sie sind magische, poetisch inspirierende Wesen, zaub'rische Repräsentanten einer anderen, älteren Welt, die nur betreten soll, wer dabei Umsicht und Liebe walten lässt.

»Boviste und Planeten,
Das Schicksal der Poeten ...«,

heißt es in Peter Hacks' Gedicht »Du sollst mir nichts verweigern«. Als größter Pilzdichter dürfte Michael Rudolf gelten, der im Februar 2007 aus dem Leben in die ewigen Pilzjagdgründe gegangene Thüringer Schriftsteller, der alles über Vielfalt und Eigensinn der Pilze wusste. Betrat er die rund um seine Heimatstadt Greiz gelegenen Wälder, eröffneten sich ihm Bilder wie aus russischen Märchen. 1998 gab er bei Haffmans den *Pilz-Raben* heraus, in dem Ernst Kahl den Garten Eden zeichnete: eine Wiese voller aufgerichteter phallischer Stinkmorcheln, von denen ein entkleidetes Weib, lustvoll sich setzend, Gebrauch macht. Während Achim

Greser ein Bild der »Pilz-Selbsthilfegruppe Hanau« präsentierte und einen Fliegenpilz bekennen ließ: »Ich heiße Ulf und bin giftig.«

Drei Jahre später folgte bei Reclam *Hexenei und Krötenstuhl. Ein wunderbarer Pilzführer*, das Standardwerk über den Pilz als literarische Figur. So kenntnisreich wie hymnisch durchdrang und besang Michael Rudolf die Mysterien von Mycel und Fruchtkörper; das Buch ist die schiere Liebe.

So ist das, wenn man in die Pilze geht: Finden ist schön und ein großes Glück, aber nicht der Kern der Sache. Suchet, und ihr werdet suchen.

Vom Muckefuck zur Schaumschlägerei Aus der Welt der Kaffeerituale

Lange bevor ich meine erste Tasse Kaffee trank, war ich gründlich vor diesem Getränk gewarnt worden. »C-a-f-f-e-e, trink nicht sovie-hiel Ca-haf-fee«, sangen wir in der Grundschule. Der kanonische Rundgesang lehrte, der »Türkentrunk« mache, ganz wie es das Gesetz des Reimes verlangt, tüchtig »krank«. Zum Schluss mahnte das Lied sehr deutlich: »Sei doch kein Muselmann, der ihn nicht lassen kann!« Was ein Muselmann war, wusste ich überhaupt nicht, sang das Wort aber gern. Vielleicht hatte er etwas mit Pampelmusen zu tun? Die waren auch gerade ganz neu in mein Leben gerollt: Pampelmusen. War der geheimnisvolle Herr Muselmann ganz aus Musen zusammengepampelt? Und konnte er deshalb die Finger nicht vom Kaffee lassen? Es war alles höchst rätselhaft.

Bei der Großmutter väterlicherseits gab es sogenannten Kinderkaffee. Hierbei handelte es sich um Ersatzkaffee aus Gerste oder Malz. Dieser *Caro Kaffee* war ganz offensichtlich ein Überbleibsel aus schweren Jahren und schlechten Zeiten. Das Pulver wurde auch Muckefuck genannt, ich fand das Wort lustig, aber es war eher abschätzig gemeint. Mit nahezu ehrfürchtigem Timbre, gewissermaßen mit Ausrufungszeichen, wurden dagegen die Worte »echter Bohnenkaffee« ausgesprochen. Das war eine Kostbarkeit, die man sich nur selten leistete und gönnte. Bei der Großmutter mütterlicherseits durfte ich den schwarzen Sud mit viel Milch und Zucker probieren. Er duftete verlockend, der Reiz des Verbotenen tat das Seine zur Magie hinzu. Ich wurde aber nicht süchtig und bin bis heute kein Pampelmuselman.

In unschöner Erinnerung geblieben sind mir spätere Kaffee-und-Kuchen-Rituale an Geburtstagen; da hatten ganz offenbar die Erwachsenen etwas nachzuholen.

Die bloße Tatsache, dasitzen, mehrere Stücke Kuchen und Torte aufessen und dazu so viel Bohnenkaffee trinken zu können, wie man nur wollte, erfüllte die Tantenrudel mit sichtlicher Genugtuung. Der Kaffee-und-Kuchen-Terror war ein Wert an sich. Der Genuss bestand darin, sich ihn leisten zu können.

Der Kaffee selbst war scheußlich: vakuumisiertes Zeug, das einen sauren Geruch wie von Achselnässe verströmte. Dieses Malodeur blieb dem Getränk auch nach der Zubereitung voll erhalten; »Verwöhn-Aroma« hieß und heißt das in der Werbung. Aus der man lernt, dass Mühe allein nicht genügt: Ohne die von führenden Giftmischern zusammengepresste »Krönung« wird man den Gipfel der Abscheulichkeit niemals erfolgreich erklimmen.

Von »Filter-Frio-Verfahren« und dergleichen Halunkenreien mehr war zu jener Zeit die Rede; getrunken wurde die Kaffeebrühe mit Kondensmilch, die in feineren Haushalten aus der Blechbüchse in ein Sahnekännchen umgefüllt wurde. Kondens war Konsens, im Reklamefernsehen wurde die Marke »Glücksklee«angepriesen, ein infantiles »Nichts geht über Bärenmarke, Bärenmarke zum Kaffee« abgesungen oder mit holländischem Akzent für »B&B«-Kondensmilch geworben: »Dröpche voor Dröpche Qualiteit.«

Da lag Flucht nahe. In alternativ sich empfindenden und gerierenden Milieus war Kaffee verpönt. Dort blieb der Dreck der Welt im Teesieb oder Teenetz hängen. Als gut galt, wer tiefer schürfte oder doch wenigstens schlürfte. Wer Tee trank, hatte Zeit, und der Gedankengang käme dann von ganz allein – man musste nur daran glauben und eintauchen in den Dampf der Suggestion. Die Verwertungsstrategen des Konsumismus wurden auch im Teetrinkersektor zielgruppentherapeutisch tätig. »Father and Son« von Cat Stevens, eine zeitgenössische Kopfwacklerhymne, wurde für die

Teewerbung umgetextet: »Wenn der Teekessel summt und der Gold-TeeFix duftet, hat man's gut, hat man's gut, ja dann hat man's wirklich gut, ja dann, dann hat man's gut ...«

Mit Menschen, die fünfmal am Tag gedehnt »Willsten Tee?« oder, noch teeiger, »Magsten Tee« fragen, ist es nicht auszuhalten. Also gab es wieder Kaffee. Überall im Land prörrerten Kaffeemaschinen den Filterkaffee durch, der dann stundenlang auf der Warmhaltekonsole simmerte, eindampfte und vor sich hin verbitterte, bis er vollends nach gegerbtem Leder schmeckte. Die Rettung kam aus Italien und hieß Espresso, von vielen Landsleuten Espresso genannt. Sie zogen auch die Variante mit Haube oder Kapuze vor – Cappuccino, also Caffè mit heißer oder aufgeschäumter Milch. Im deutschen Café wurde als Cappuccino allerdings Maschinenkaffee mit Sahne serviert, die manchmal geschlagen wurde, meist aber Sprühkunststoff aus der Flasche und weit besser zum Rasieren geeignet oder als Dichtungsmasse beim Fenstereinbau zu verwenden war.

In italienischen Eiscafés oder Restaurants dagegen standen gewaltige Espressomaschinen, schimmernde, gewienerte, liebevoll geblitzblankte Monster, fauchend und dampfend wie der Drache Smaug und so groß und so kostspielig wie ein Kleinwagen. Aus diesen Getümen kam das schwarze Destillat, das zum Wachwerden, Wachbleiben oder zum Abschluss einer Mahlzeit zu sich genommen wird, also eigentlich immer. Endlich war die Kaffeezivilisation in Deutschland angekommen.

Und ist, weil ungeliebt, auch gleich schon wieder weg. Schaum heißt der Schaum der Tage, es gibt nichts, das nicht aufgeschäumt würde in den Küchen des Landes. Jägersoßencappuccino? Bitte sehr, und auch der Kaffee wird in macchiatisierter Form zu sich genom-

men, aufgeschäumt, fluffig und gehaltfrei wie die Gehirne der Menschen vom Stamme Macchiatio.

Die Duzbuden, in denen die Macchiaten hocken oder ihren »Coffee to go« bestellen, also Kaffee zum Davonlaufen, sind hochliterarisch benannt, nach Honoré de Balzac oder nach Starbuck, einer Figur aus Herman Melvilles »Moby Dick«. Der eigene literarische Ausstoß der Kaffeehörer ist eher esoterischer Sondermüll, abgefasst in aufgeschäumter Sprache:

»Willkommen im Starbucks Coffee House! Ein ganz besonderer Ort – speziell für Sie. Viele Menschen kommen in ein Starbucks Coffee House, um den besten Kaffee der Welt zu genießen. Andere kommen, um nachzudenken, mit Freunden zu plaudern, Musik zu hören oder um an lokalen, sozialen Projekten teilzunehmen. Das sind nur einige von tausend Gründen, warum Menschen ein Starbucks Coffee House besuchen ... Mehr als 117000 Menschen arbeiten für Starbucks. Diese Menschen – unsere Partner – sind die Grundlage unseres Erfolges. Und gerade, weil wir ihrem Einsatz und ihrer Leidenschaft so viel verdanken, ist es für uns besonders wichtig, ihnen zu zeigen, wie sehr wir sie schätzen und respektieren. Daher befassen sich die ersten zwei Prinzipien unseres *Mission Statements* mit unserer Verantwortung gegenüber unseren Partnern. Wir schaffen uns ein großartiges Arbeitsumfeld und behandeln uns mit Respekt und Würde. Wir sehen Vielfalt als wesentlichen Bestandteil der Art und Weise, wie wir unser Geschäft betreiben.«

Rundum duftet die *Starbucks-Mission-Statement*-Welt: alles wird angepartnert, alles ist großartig. Genauer nennt man das so altmodisch wie zutreffend Kapitalismus und Ausbeutung. Die weichgebrabbelten Kaffeeconsumenten aber sitzen in der Schaumgummizelle, zeigen Milde-Sorte-Gesichter vor und rufen immerzu den eigenen Namen: »Macchiato! Macchiato!«

Oder, weil sie nicht einmal ihren eigenen Namen richtig aussprechen können: »Mat-schiato! Matschiato!« Haben die noch alle auf der Latte? Die Warnung »C-a-f-f-e-e, trink nicht sovie-hiel Ca-haf-fee« befolgen sie jedenfalls ganz brav: Macchiaten trinken nicht Kaffee, sie löffeln Schaum.

Des Lebens Saftigkeit.

Eine abenteuerliche Reise durch die Sensationen
und Niederungen des Kulinarischen

Ans Essen habe ich reichhaltige Erinnerungen, die bis in die Kindheit zurückreichen. Ich sehe mich mit meiner Mutter im Erkerzimmer einer Mietwohnung sitzen und Schwarzbrot mit Blutwurst und scharfem Senf füttern und saure Gurken und Rollmöpfe mampfen; meine Mutter stammt gebürtig aus Ostpreußen, da liebt man es deftig und pikant. Mit Griesbrei konnte man mich jagen, aber Speckbirnen oder ein schöner Strammer Max, Brot mit Butter und Schinken und einem von beiden Seiten gebratenen Spiegelei, das war meins. Mein jüngerer Bruder nannte das Gericht notorisch unschuldig einen »Steifen Max, von beiden Seiten begraben«; das Bonmot ist bis heute tief im Familienschatz verankert. So etwas erdet, wie auch die wunderbaren heißen Suppen und Eintöpfe und die Bratkartoffeln aus Pellkartoffeln mit Zwiebeln, Schinken und Petersilie; die aus rohen Kartoffeln zubereiteten Bratkartoffeln waren dünner und hießen »Pfannenflitzer«, und die Heringsstippe hatte eine solche Anziehungskraft, das alle Vorher-dran-Naschen-Verbote regelmäßig missachtet wurden.

Sogar selbstgemachte Pommes Frites aus der eigenen Low-Tech-Friteuse gab es, das war nicht nur gesünder als Tiefkühlware, es kostete auch viel weniger, und das war der springende Punkt. So wie die reichen Dinge arm machen, so können die armen Dinge wahrhaft bereichernde Wirkungen entfalten: Mangel macht erfinderisch, man ist auf die eigene Phantasie und Kreativität angewiesen, weil das vorgefertigte Zeug vielleicht bequemer, aber eben auch viel zu teuer und – das erst an zweiter Stelle – entschieden schlechter ist und schmeckt.

Bei meiner ostwestfälischen Großmutter väterlicherseits gab es »Arme Ritter«, die ich liebte; Scheiben von älterem Weißbrot, in Butter in der Pfanne gebraten und mit Zucker und Zimt bestreut; es gab Himmel und Erde aus Äpfeln und Kartoffeln und Steckrübeneintopf, zwei Gerichte, die meine Mutter, Jahrgang 1940, als Kriegs-, Flüchtlings- und Nachkriegskind aus Gründen erlittener Überdosis nicht mehr mochte. Reibekuchen oder Reibeplätzchen, anderswo »Rievkooche« oder »Reiberdatschi« genannt, kamen auf den Mittagstisch, süß mit Marmelade oder deftig mit Leberwurst bestrichen, die ich allerdings ablehnte. Leberwurst hieß spöttisch »Lebenswurst«, und dieser Spruch kam wie aus der Witzwasserpistole geschossen zuverlässig und ausnahmslos immer, so wie aus dem deutschen Brat-Hering auch jedesmal der englische »brathering« mit ti-eytsch wurde.

Sonntags gab es Rouladen oder schwere Braten, und die Vorbereitung des Sauerbratens war eine dem Alchimismus verwandte Disziplin. Küche und Keller, Speise-, Vorrats- und Kühlkammern waren mystische Orte voller Gerüche und Geheimnisse, die man ein- und aufsog oder in die man eingeweiht wurde, wenn man sich als ihrer würdig erwies durch Interesse, Anständigkeit und vor allem durch Qualitäten als möglichst starker, unermüdlicher Esser. Und so schlank meine Brüder und ich, alle drei im Wachstum und Sport treibend, auch waren: Verdrücken konnten wir Mengen, die einem Brillat-Savarin angemessen gewesen wären. Obwohl wir dessen Klassiker »Die Physiologie des Geschmacks« aus dem Jahr 1826 (auf deutsch 1865) selbstverständlich noch nicht kannten, waren wir in der Praxis schon gelehrige Schüler.

Bei meiner Großmutter beziehungsweise Omma mütterlicherseits, einer bildschönen Ostpreußin, wurde alles aufgetischt, was das nicht allzu üppig gefüllte Porte-

monnaie und die um so reichere kulinarische Kenntnis hergaben. Frikadellen, Frikkies genannt, also Klopse beziehungsweise Klöpschen, in anderen Regionen auch bekannt als Boulette (Berlin), Fleischpflanzerl (Bayern) oder faschiertes Laiberl (Österreich), waren, warm oder kalt, im täglichen Angebot, dazu gab es Weißbrot (denn das war, anders als im Klischee, in den Frikadellen noch nicht »schon mit drin«), Kapern, Oliven, Peperoni und eigenhändig süß-sauer eingelegtes Gemüse; wie groß war mein Entsetzen gewesen, als ich das erste Mal in eine Olive biss, sie ausspuckte und empört ausrief: »lieh, die Pflaume ist ja salzig!« Und als ich zum ersten Mal im Leben saure grüne Bohnen, auch Schnippelbohnen genannt, roch und beim Betreten der Küche aufstöhnte: »Bäh, wer hat denn hier gekotzt?«, erntete ich fröhliches Gelächter und die Aufnahme in den Katalog und Kanon der familiären Anekdotensammlung.

Jahrzehnte später lernte ich einen Sternekoch näher kennen, der bis heute mein Freund ist; er war und ist, wie nahezu alle Köche, mit denen ich zu tun hatte oder habe, ein musischer, sensibler und dabei handwerklich tatkräftiger Mann, kulinarisch regional geerdet und immer in der Weiterentwicklung. Der leider nicht mehr sterbliche Nils Koppruch, Gründer, Sänger und Songschreiber von Fink und eine Hälfte von Kid Kopphausen, war gelernter Koch; viele Köche haben eine künstlerische Ader, was richtig verstanden einen tieferen Zugang zur Welt und zu ihren Bewohnern bedeutet. Von meinen berufskochenden Freunden lernte ich vor allem Handwerk, die Bereitschaft, sich inspirieren zu lassen, die Sichtweise, aus nahezu allem etwas Gutes kreieren zu können, das Lernen von anderen und das Lernen durch die eigene Praxis, das Neu- und Wiederanfangen, wenn etwas missriet und die Freude am Erschaffen. Wer einmal eine selbstgemachte frische Wurst mit selbstgemachtem Ketchup gegessen hat, wird niemals

mehr in ein, um nur ein Beispiel zu nennen, Hoeneß-
Würstchen beißen und isst seins auch nicht mehr mit
Heinz, es sei denn, er wäre zungen- und gaumentot.
Kochen ist aber auch Wullacken, harte Maloche und
Logistik ...

Weltspartag

Weltspartag – das Wort weckt Erinnerungen: Durch einen stürmischen Herbsttag lief ich, eine kleine blaue, weiß befußte Weltkugel aus Plastik in den Händen, zur Filiale der Volksbank, wo die Sparbüchse eben nicht roh geschlachtet, sondern behutsam geöffnet wurde. Ihr Inhalt, viele Münzen und auch ein paar sorgfältig gekniffte Scheine, wurde vom Angestellten der Bank vor meinen Augen ausgebreitet, gezählt und, zur Sicherheit und als vertrauensbildende Maßnahme dem kindlichen Kunden gegenüber, noch einmal nachgezählt. Dann wurde der Betrag gutgeschrieben und, samt den Zinsen des Sparjahres, ins Sparbuch eingetragen, das ich, reich und glücklich, nach Hause trug und dort stolz vorzeigte.

So süß und putzig war Geld einmal. Nichts hinterhältig Tricksendes, Wucherndes, Betrügerisches war daran. Geld war harmlos. Begriffe wie Kohle, Asche oder Knete kannte ich noch gar nicht, und das Gesparte war auch nicht »sauer erspart«, wie es in Protestanten-deutsch heißt, sondern bestand aus Abzweigungen vom elterlichen Taschengeld und aus Zuwendungen von Verwandten, die zum Geburtstag, zu Ostern und zu Weihnachten erfolgten. Nur zu Pfingsten gab es nichts; es galt der Satz: Pfingsten sind die Geschenke am geringsten.

Auch zwischendurch bekam man mal etwas zugesteckt oder verdiente sich etwas dazu, als Autowäscher und als Gehilfe bei der Gartenarbeit. Die Mahnung »Aber nicht gleich alles verschlickern« wurde meist sogar befolgt; nur ein kleinerer Teil der Barschaft wurde in Süßigkeiten angelegt, der Hauptanteil aber wanderte in die Spardose. Auf der Bank wurde man gut und höflich behandelt, und die Zinsen verdienten ihren Namen. Es

war das Jahr 1968, ich war sieben Jahre alt. Die Zukunft sah nicht schlecht aus.

Exakt 40 Jahre später betrat ich eine Filiale der Sparkasse. Alle Angestellten trugen rote T-Shirts mit dem weißen Aufdruck »Retter der Besteuerten«. Da hatte offenbar eine geirnwuschende Motivationsitzung stattgefunden – die unfreiwillige Komik war den Euphemismushemdrägerinnen und -trägern jedenfalls sichtlich nicht bewusst. Für eine Bareinzahlung auf mein Konto sollte eine Gebühr von zehn Euro erhoben werden. Ich weigerte mich, diese organisierte Abknapserei zu alimentieren, nahm mein Geld wieder mit nach Hause und riet den Gebührengangstern freundlich, Besteuernte ab sofort doch bitte auf Bescheuerte zu reimen.

Die Geldinstitute, die heute den Weltspartag ausrufen und gezielt Kinder anlocken, berechnen diesen Kindern eine Gebühr fürs Geldzählen. Sie schämen sich tatsächlich nicht, Kinder zu bestehlen. Und sie, mit diesem Beispiel, zu Gaunern und Ganoven zu erziehen. Der Verlust der Hemmungen führt geradewegs in den Irrsinn – also in jenen Zustand, in dem sich die Öffentlichkeit befindet.

Dass früher alles besser gewesen wäre, möchte ich nicht behaupten; das klingt so ranzig. Es ist auch genau umgekehrt: Nicht: Früher war alles besser, sondern: Heute ist alles schäbiger. Wer im Hotel logiert, wird nicht als Gast – also wie ein König – behandelt, sondern scharf ins Auge gefasst und in polizeilichem Ton um einen Kreditkartenabzug angegangen. In den Geldinstituten gelten dieselben miesen Spielregeln; man wird behandelt wie ein Krimineller, wie ein Dieb oder ein Betrüger. Es ist die reine Umkehrprojektion: Weil gewisse Hoteliers und Banker ihre Kunden ausplündern, betrügen und bestehlen, schieben sie ihnen jede böse Absicht prophylaktisch in die Schuhe.

Weltspartag war etwas für Kinder. In der Psychoanalyse ist Geld ein Synonym für Exkrement. Wenn man die anale Phase des Sparens durchlaufen und abgeschlossen hat, beginnt das fröhliche und altruistische Verjubeln. Manche aber bleiben in der Sparphase hängen und kleben am Geld respektive an dem, was es symbolisiert. Sie bekommen davon einen sauren Sparschlitzmund, einen geizigen Gang und einen grapschigen Blick und halten sich für sehr schlau.

Dabei ist Verjubeln viel vernünftiger. Bevor ich für die Begehrlichkeiten anderer, ihre Unfähigkeit und ihre Betrügereien zur Kasse gebeten werde, haue ich das Geld doch lieber auf den Kopf. Und mit einem möge man mich bitte verschonen: Mit dem unwürdigen Verlust-Gejammer von Leuten, die mit ihrem Geld spekulieren oder spekulieren lassen. Egal, ob der Betrag klein oder groß ist: Wer an die Börse geht, weiß, dass er spielt. Je höher der angestrebte Gewinn, desto größer das Risiko. Wer verliert, soll das mit Haltung tragen. Das Geheule und Geflenne der Kundschaft ist nicht minder unerträglich als das Gebaren derer, denen sie ihr Geld zum Spekulieren, also zum Gewinn auf anderer Leute Kosten, anvertraut haben. Wer zu phantasiearm ist, sein Geld in Freuden zu verprassen, der muss es eben auf die schäbige Art verlieren. Das ist gut so, denn weg muss es.

Erinnerung an 1968

Im Spätsommer 1968 war ich gerade sieben Jahre alt. Ich ging in die zweite Klasse der Bürgerschule I in Bad Oeynhausen und wollte meine Lehrerin heiraten, Fräulein Jording. Sie war genau mein Typ: intelligent und sexy. Fräulein Jording hatte aber schon einen Verlobten, von dem sie manchmal glücklich erzählte. Das tat sehr weh. Doch fand ich Trost in den Armen von Elke Göhmann, einer gleichaltrigen benachbarten Bäckerstochter. Elke Göhmann gefiel mir auch sehr, obwohl sie mir mit sieben eigentlich viel zu jung war. Häufig knutschten wir ausgiebig im Heu. Als es beim Küssen einmal zu einer Art kindlich-unschuldigem Geschlechterverkehr kam, wurden wir von unseren beiden zwei Jahre älteren Brüdern überrascht, die nichts Besseres zu tun wussten, als im jeweiligen Elternhaus detailliert zu petzen. So wurden Elke Göhmann und ich roh getrennt – und schon in jungen Jahren wurde ich so von den Wonnen genau der herrlichen weiblichen und überhaupt ganzheitlichen Sexualität hinfortgerissen, die doch das Hauptversprechen jener Jahre war: Unsere Nachbarin Frau Richartz, eine aufregende Blonde, hatte rot lackierte Fußnägel, die meine Phantasie noch jahrelang auf Trab hielten.

Auch mein erstes Großkulturerlebnis fällt in das Jahr 1968. Meine Mutter nahm meinen älteren Bruder und mich mit ins Lichtspielhaus. In Kino 2 lief Walt Disneys »Dschungelbuch«, in Kino 1 Sergio Corbuccis »Django – Der mit dem Sarg ist da«. »Django« war ein Italo-Western ab 18 und klar mein Film, »Dschungelbuch« war Zeichentrick und für Babys, pah! Ich machte ein bisschen Theater, meine Mutter sah sich das eine kurze Weile mit an und ließ keine Zweifel daran, was Sache war: »Dschungelbuch«, fertig. Vor Shir Khan dem Tiger und der Schlange Kaa hatte ich dann eine

Heidenangst und war sehr froh, dass meine Mutter mit im Kino saß, zum Anklammern.

»Django« sah ich etwa 15 Jahre später, eine bescheuerte Maschinengewehrballerei mit Franco Nero, während Corbuccis zwei Jahre nach »Django« gedrehter 1968er Schneewestern »Il Grande Silenzio« (auf deutsch erstaunlicherweise: »Leichen pflastern seinen Weg«) mit dem eigemeinen Klaus Kinski und dem stummschönen Jean-Louis Trintignant mich heftig mitnahm.

Was ist geblieben von den 68ern? Ein bisschen Restlibertinage und viel die Eigenschulter klopfende Legende. Fräulein Jording heiratete ihren Verlobten, meine Eltern zogen von Bad Oeynhausen nach Bielefeld-Altenhagen, ich musste mit. Meine schönlockige Mitschülerin Gisela, die für mich schwärmte wie ich für sie, deren Nachnamen ich aber nicht mehr weiß, gab aus Kummer über den Abschied ihrem neuen Goldhamster meinen Vornamen. Mein älterer Bruder, der eine Zeitlang noch Elke Göhmanns Bruder besuchte, teilte mir nach einem seiner Ausflüge nach Bad Oeynhausen hämisch mit, Giselas Hamster namens Wiglaf sei verreckt und begraben. Aber das war gewissermaßen schon Postachtundsechzig, auch wenn das 1970 keiner so gesagt hätte.

Politisch lässt sich die Geschichte der 68er in zwei Zeilen zusammenfassen:

Es war zuviel Mode dabei Achtundsechzig –
und das rächt sich.

Früh raus

Seit meiner Schulzeit verabscheue ich das Geräusch von Weckinstrumenten. Ob sie läuten, schrillen, klingeln oder elektrisch summen, ob sie in Form des Radios das Singen anfangen oder auf mich einsprechen, spielt dabei keine Rolle. Roh und grob aus dem Schlaf gerissen zu werden ist furchtbar. Ich lehne das ab.

Wenn man ein idiosynkratisches Verhältnis zum Weckruf pflegt, muss man sein Leben entsprechend einrichten. Nicht angestellt arbeiten ist dabei äußerst hilfreich, und sogenannte frühe Termine sollte man sich mit äußerster Umsicht vom Halse halten. Termine sind die Tretminen des Lebens, und wenn man schon auf so etwas drauftratscht, muss es ja nicht zu unchristlich früher Stunde geschehen. Es sei »noch mitten in der Nacht«, was man denn von ihm wolle, womit man ihn diesmal behellige und so weiter, pflegte ein Freund zu brummen, wenn man ihn vor Gary-Cooper-Zeit ansprach. Gutes Lamento! (Gary-Cooper-Zeit, das weiß die lesende Welt von Kinky Friedman, ist ein anderes Wort für »High Noon« vulgo 12 Uhr mittags.)

Bis in die Puppen pennen sagte man früher auch zur Langschläferei, aber das ist es gar nicht, was mir am Herzen liegt. Ich muss nicht spät aufstehen; ich will nur nicht künstlich geweckt werden, vom Wecker nicht und nicht vom Handwerker. Es ist wunderbar, glockenhell zu erwachen, wenn man fertig geschlafen hat. Fertig schlafen ist der Schlüssel.

Wenn man um fünf oder sechs Uhr morgens fertig geschlafen hat, ist das oft besonders anregend. Die Stadt ist noch relativ still, das allgemeine Gewürge hat noch nicht richtig begonnen, man kann ganz bei sich sein oder zu sich und in den Tag finden. Die Bialetti für zwei Tassen wird befüllt und auf die Gasflamme gesetzt; der erste doppelte Espresso des Tages gurgelt

durch die kleine mechanische Maschine, während man sich manuell einen frischen Orangen- oder Grapefruit-saft presst und andere Obst e wie Apfel, Birne, Ananas mundfertig macht.

Ist ein geliebter Mensch da, mit dem man die erste magische Stunde des Tages teilt, umso schöner; für sich allein lohnt der Aufwand aber genauso. Es interessiert mich dabei überhaupt nicht, »fit« zu sein, bereit und fähig zu Leistung welcher Art immer. Die sportive Kalt-duschen-soll-helfen-Sorte Mensch hat mich immer abgestoßen; es reicht völlig aus, die Freuden des Wachseins zu genießen. Wer früh aufsteht, um anderen eine Nase voraus zu sein, ist wahnhaft neurotisch, weiß es aber nicht und hält sich für schlau, was er ebenfalls nicht ist. Solche Leute sagen auch Sätze wie »Das Parfüm eines Mannes ist der Erfolg« und merken dabei nicht das Geringste.

Ihnen sei das Ende gewidmet, das sie für einen Anfang halten:

Immer wenn ich früh aufsteh', / frag' ich mich mit Bangen: / Können frühe Vögel denn / wirklich Würmer fangen?

Nie wieder!

Ich erinnere mich, wie ich als Kind zum ersten Mal Scholle aß. Der platte Fisch lag goldbraun duftend auf dem Teller und schimmerte buttrig, meine Mutter mahnte, auf die Gräten aufzupassen, aber irgendwann erwischte ich doch eine, sie hakte sich in meinem Halse fest, und nur unter langwierigem Husten und Rücken-klopfen konnte ich mich von ihr befreien. Am Ende der Mahlzeit gelobte ich mit feierlichem Ernst »Nie wieder Scholle!« Der Schwur war nicht von Dauer, und so muss ich auf köstliche Maischolle ebenso wenig verzichten wie auf Scholle Finkenwerder Art, die auf meiner ersten längeren Reise durch die Nicht-mehr-DDR 1991 gleich mehrfach als »Scholle Finkenwärter Art« angeboten wurde, was zu ironischen Bemerkungen führte: »Typisch Osten! Sogar die Finken sperren sie ein!«

Als Jugendlicher in den 70er Jahren kam ich erstmals mit deutscher Geschichte und Politik in Berührung. Zwar hatte Nazideutschland 1945 kapitulierte, aber die zwölf Jahre des »Tausendjährigen Reiches« hatten einen langen Nachhall. Die Verbrechen der Deutschen waren so ungeheuer widerlich, und ihre alten Repräsentanten saßen weiter obenauf. Der Nationalsozialist Kiesinger hatte Bundeskanzler werden können, der ranghohe SS-Offizier Schleyer war Arbeitgeberpräsident, und gemütlich aussehende Bäckerfrauen strichen mit dem Kugelschreiber die Gesichter von erschossenen RAF-Leuten auf Fahndungsplakaten durch.

Auf Demonstrationen gab es immer wieder Transparente und Sprechchöre: »Nie wieder Faschismus! Nie wieder Krieg!« Das war ja eine Selbstverständlichkeit und eine klare Sache, aber manche konnten gar nicht genug davon bekommen, immer wieder »Nie wieder Faschismus! Nie wieder Krieg!« zu skandieren. Auf

»Nie wieder Faschismus!« folgte unweigerlich »Nie wieder Krieg!«, danach konnte man sozusagen die Uhr stellen. Es handelte sich um einen jener Automatismen, von denen heutige Fußballkommentatoren so gern sprechen. Der menschliche Kopf aber ist kein Fußballplatz, fürs Denken sind Automatismen tödlich.

Wenn Gebetsmühlen mahlen, hilft nur Humor. Legendar sind die Transparente von Fans des FC St. Pauli: »Nie wieder Krieg! Nie wieder Faschismus! Nie wieder 2. Liga!« So unverbissen, lustig und intelligent geht es doch auch, und wer da von »Relativierung« redet, hat ganz einfach den Witz nicht verstanden.

»Nie wieder Faschismus! Nie wieder Krieg!« Ja sicher, gebongt, und deshalb ist rituelle Selbstversicherung gar nicht nötig. Gerade wer in der Substanz einverstanden ist, fühlt sich von der ständigen Wiederholung des Immergleichen belästigt und kopfmäßig düpiert. An alle, die »Nie wieder!« schreien: / Nehmt dies: Nie wieder Litaneien!

Durch die Sprache in die Welt

Als »Mein Urgroßvater, die Helden und ich« von James Krüss erstmals zu mir fand, war ich ungefähr zwölf Jahre alt. Eigentlich gehörte das Buch meinem älteren Bruder, aber ihm schien es nicht so viel zu geben, und so suchte sich das Buch einen neugierigeren Leser. Ich mopste es und eignete es mir an. Es wurde mein Buch, ich las es oft, der gelbe Schutzumschlag der damaligen Ausgabe musste reichlich oft mit Tesafilm gerettet werden.

Mitte der neunziger Jahre fand ich das Buch wieder. Frisch verliebt las ich es der geliebten Frau vor. Sie war entflammt – nicht nur für mich, sondern auch für James Krüss. Ich war kein bisschen eifersüchtig; ich war glücklich.

»Mein Urgroßvater, die Helden und ich« ist ein Buch über Großherzigkeit und Mut, über wahres und falsches Heldentum, über Klugheit, List und Zivilcourage. Es ist, ohne den Leser mit der Drangsal dogmatischer Rechthaberei zu langweilen, ein politisches Buch. Krüss schrieb für Leser, die nicht aufhören wollen zu lernen. Er setzte auf Naivität im eigentlichen Sinn dieses Wortes – auf Natürlichkeit und Unschuld. Einfältig war er deshalb kein bisschen.

James Krüss zeigt das Dichten und Denken als das, was es ist: eine lustvolle, schöpferische Arbeit. Wenn man liest, wie die beiden Dichter, der zwölfjährige Ich-Erzähler und sein 86 Jahre alter Urgroßvater, in der Speicherkammer sitzen und ihre Geschichten und Gedichte mit Zimmermannsbleistiften auf die Rückseiten von Tapetenrollen schreiben, dann möchte man sofort mitchicken. Krüss verschont uns mit dem pathetischen Klischee des Dichters, der einsam mit Welt und Worten ringt. Spielerisch wird gedichtet; selbstverständlich ist Dichten Arbeit, aber ohne Freude taugt alles nichts. Bei

Krüss ist Erkenntnisgewinn untrennbar mit Lustgewinn verbunden. So zwanglos fröhlich ging es in der deutschen Literatur selten zu.

Dabei ist Krüss durchaus ein Ernstmacher – aber eben ein sehr geschickter. Leicht und dezent lässt er seine Flaschenpost zu Wasser. Eine der Botschaften, die sie enthält, ist diese: Durch die Sprache kommt der Mensch zur Welt, durch die Sprache erkennt er sie. Die Sprache ist das probate Mittel zur Vermessung der Welt, in der Sprache gibt der Mensch ihr Form und Gehalt. Krüss geht noch weiter: Sprache gestaltet und verändert die Welt – die der Veränderung unbedingt bedarf. In »Mein Urgroßvater, die Helden und ich« spricht Krüss diese Überzeugung direkt aus. Im Anschluss an die »Geschichte von den hartgekochten Eiern«, einer Allegorie auf den Nationalsozialismus, lässt Krüss den Urgroßvater sagen: »Ich bin der Herr meiner eigenen Geschichten. Ich bestehe darauf, die Unvernunft zu zeigen, aber am Ende lasse ich die Vernunft triumphieren, weil ich der dummen Wirklichkeit ein Stück voraus sein will.«

Als »Mein Urgroßvater, die Helden und ich« 1967 erschien, war James Krüss erst 41 Jahre alt; dennoch ist es eine Art Testament (das Wort »literarisches Vermächtnis« dröhnt zu sehr). Mit der Stimme des Urgroßvaters spricht Krüss am Ende des Buches aus, dass er nicht für den Tag schrieb, sondern tiefer und dauerhafter zielte: »Eigentlich lebe ich ja noch eine ganze Weile über meinen Tod hinaus. Nicht unbedingt mit dieser Hose und diesen wollenen Socken und diesen schwarzen Schuhen. Aber als Figur. In dir. Und in den Büchern.« Der Inselmensch James Krüss, geboren am 31. Mai 1926 auf Helgoland, gestorben am 2. August 1997 auf Gran Canaria, hat als Schriftsteller erreicht, was er wollte: Er hat Leser, in denen er lebt. Das ist, für alle Beteiligten, ein großes Glück.

Die Welt als Beute oder Feind Warum Gang-Food soviel besser schmeckt als Gen-Food

Scharf konturiert stand er da, klein, hart und smart: James Cagney, die Knarre in der Schusshand, in der anderen ein Hühnerbeinchen. Biss ab und schoss, duff-duff-duff!, in den bemannten Kofferraum eines Wagens hinein. Damit hatte es sich: Das Problem war beseitigt, der Verräter hinüber und nur ein weiterer erledigter Fall. Cagney nagte nochmal am Hühnerknochen, dann fuhr er davon, neuen Schandtaten entgegen – genau wie es zu sein hat in der Gangsterwelt, die nur Beute kennt oder Feinde.

Killen und knabbern in einem Atemzug – ist das nicht unglaublich roh und brutal? Gewalttätig und dazu auch noch zynisch? Also quasi doppelt unmoralisch und geradezu obszön? – Ich fand es cool. Ich war ein Junge. Der ohne Wissen der Eltern bei Omma gekuckte Film mit Cagney war schwarzweiß und sehr aufregend, er hatte Flair, ihn umwehte der Reiz des Verbotenen und Verruchten. Diese klassischen Gangstertypen waren hart und klar, wer sich ihnen in den Weg stellte, hatte das selbstverständlich zu bereuen. Sie waren rauh, aber das war die Welt auch – und dann war da dieser lässige Biss ins Hühnerbeinchen, der sagte: eat or be eaten, friss oder werde gefressen.

In Cagneys unschlagbar unverschämter Geste schwang die Lust an der eigenen Gefährlichkeit mit. Sich den Weg freischießen und dabei das gute Leben nicht aus den Augen verlieren, das war es doch. Zum Krimi hatte Omma mit mir von der Bude zwei halbe Hähnchen und zweimal Pommes Frites mit Mayonnaise geholt, für mich damals ein grandioser Luxus – ich habe den Geruch noch in der Nase, wie die Grillhühnchen und die Pommes Frites durch das warme rosa Packpapier

dufteten. Auch wenn Omma, die keine Ma Dalton war, selbstverständlich bezahlte: Der schönste Zug im Leben ist der Beutezug.

Ich weiß nicht, ob alle Kinder Filmgangster lieben – viele tun es, und sie haben Grund dazu. Gangster haben viel Kindliches an sich, und sie erfüllen viele Kinderwünsche: Sie tun dauernd, was man nicht darf, und sie kommen damit durch. Sie sprengen die Konvention, verstoßen gegen die Regeln, sie sind maßlos, sie wollen alles, möglichst auf einmal. Sie sagen: Her mit den großen Scheinen, her mit den guten Sachen, her damit zu mir, und wenn einer etwas dagegen hat, kriegt er – dunk! – eins auf die Omme, und Schluss ist mit der säuerlichen pädagogischen Beschwerde, dass es so aber nicht geht.

Ihre Widersacher, die Polypen, die Polizysten, die Schupos, die Wachtmeister, die Mehlmützen und Bullen tragen schlecht sitzende Uniformen oder schäbige Anzüge, haben Gramfalten um den riechenden Mund, Haarausfall und eine meckernde Frau zuhause – und dürfen statt ins Hühnerbeinchen ins Gras beißen. Beziehungsweise allenfalls in ein unansehnliches Würstchen, also quasi in sich selbst. Da fällt die Wahl zwischen Gendarm und Räuber leicht ...

Existentialismus heute

Der Spätsommer ist die Zeit des Dorffestes – mal richtet die Freiwillige Feuerwehr das aus, mal ein Sportverein, und immer ist es die identische Tristesse aus Bratwurst, schlechter Musike und Getränken, die erst zu sich genommen und später von sich gebrochen werden müssen. Da ich vom Dorf komme, vom Kaff, kenne ich das gut: Männer, die breite Spuren Saures hinter sich herziehen beim nächtlichen Verlassen des Festplatzes. Je nach Mode waren die Spuren von Persico, Apfeln oder anderen Vergiftungsgeheimnissen zu bestaunen. Für eine amtliche dörfliche Sozialisation wird das als unverzichtbar erachtet, und später, bei der jährlichen Wiederholung, gilt es dann als Tradition, die man ja pflegen soll.

Um ordentlich in Schwung und Stimmung zu kommen, ist Musik vonnöten – bevorzugt die von früher, als man jung war, da kann man dann sentimental werden. Auf dem Dorf altert man schnell, die Ehe rumpelt vor sich hin, das Idyll existiert nur in den Augen der Fremden – für die Einheimischen ist das Leben eine Mischung aus Ereignislosigkeit, Geldknappheit, Konvention und Langeweile.

Matt schleppt sich alles zum Dorffest, die Kinder immerhin finden es wirklich aufregend – so lange, bis der für die Musikbeschallung zuständige Mann die Walzerstunde für die Älteren einläutet. Später, im Dunkeln, spielt er dann die Hits von damals. In der ehemaligen Bundesrepublik sind das vor allem englische und deutsche Schreckensschlager, im deutschen Osten ist es das gehobene deutschsprachige Unterhaltungslied aus DDR-Zeiten. Das macht die Sache aber nicht besser. Das Lied, das auf einem mecklenburgischen Dorffest Furore macht, heißt »Jugendliebe«, gesungen wird es von Ute Freudenberg und der Gruppe Elefant, was in

der DDR, wie ich erfahre, zu Ute Elefant zusammengezogen wurde. Ich weiß nicht, wie es ist, wenn man mit diesem Lied aufwuchs – ich weiß nur, wie es sich anfühlt, wenn man dieses Lied im Alter von 43 Jahren zum ersten Mal hört. »Er traf sie wieder, / viele Jahre sind seit damals schon verga-ha-hangen / Sieht in ihre Augen, / und er denkt zurück: Wie hat es angefa-ha-hangen?«, singt Ute Elefant.

Die Augen der erloschenen Paare werden noch einmal feucht, der musikalkoholische Knopfdruck hat funktioniert, manche Hand findet einen Weg in eine andere hinein, um eine stämmige Schulter herum oder auf einen massigen Hintern hinab. Das Lied schaukelt sich hoch zum Refrain: »Jugendliebe bringt / den Tag, wo man beginnt, / alles um sich her ganz anders anzusehn, / Ha-Ha, Lachen treibt die Zeit, / die unvergessen bleibt, / denn sie ist traumhaft schön-hö-hö-hön.«

Es ist billig, das Grauen mit Distanz und Ironie wahrzunehmen. Man muss es ungefiltert durchstehen. Sich in eine gehübschte Vorstellung vom Leben verknallen kann jeder, das ist Hüchel. Das Land und seine Bevölkerung vor Augen und Ute Elefant in den Ohren haben, das ist Existentialismus heute, das ist der Mythos von Sisyphos, das ist Camus und der Mensch in der Revolte. Nicht ausweichen, die volle Dosis Elend nehmen, die ganze Portion, bis zur Neige, und dann sagen: Ja, ich will – das ist Leben.

Heidegger und Heidi, Schnappi schnappi schnapp
Scheinbar ironisch, in Wahrheit debil: Die Deutschen sind übergeschnappit

Ich muss etwa zehn oder elf Jahre alt gewesen sein, als ich erwachsenen Menschen dabei zusah und zuhörte, wie sie sich zu sehr seltsamer Musik sehr merkwürdig bewegten und lauthals einen Text mitsangen, dessen Substanz sich meinem vorpubertären Bewusstsein nicht erschließen wollte. »Rucki-zucki«, sangen die Erwachsenen euphorisiert, »Rucki-zucki«, wobei sie die Arme in die Luft warfen und aufgepeitscht damit herumschlenkerten, »Rucki-zucki«, um dann, wie kollektiv an- und heimkommend, eine überraschende Conclusio zu behaupten und in den Raum zu stellen: »Das ist der neuste Tanz!«

Durch frenetische Wiederholung wurden alle eventuell vorhandenen Zweifel an dieser eher windigen These niedergemacht; spätestens nach dem siebten oder achten Mal war die Spaßanztruppe eingenordet und gemeinschaftlich verschworen in dem einen gleichermaßen selbstbewusst vorgetragenen wie vollständig bewusstlosen Satz: »Rucki-zucki, Rucki-zucki, Rucki-zucki, das ist der neuste Tanz!«

Mein kindliches Gemüt kollidierte harsch mit der Empfindung von Peinlichkeit; ich genierte mich nicht wenig für die Aktivitäten, die diese Älteren entfalteten. Warum taten sie das? War das etwa lustig? War es nicht vielmehr ausschließlich grauenhaft? Und warum schämten sie sich nicht?

Einige Jahre später kam eine Mode auf, die unter dem Namen »Ententanz« traurige Berühmtheit erlangte. Die Menschheit hat viele Verbrechen auf sich gehäuft; als ich Augenzeuge einer unter Animationsbeschuss stehenden Seniorengruppe wurde, die sich im Rhythmus von »Ta-da-da-da-da-da-daa, Ta-da-da-da-da-

da-da-daa, Ta-da-da-da-dat-ta-ta-ta-taa« bewegte, war ich mir sicher, ein fundamentales Vergehen wider jede Menschenwürde beobachtet zu haben. Menschen, die zu so etwas fähig waren, würden sich und anderen auch jede andere erdenkliche Grausamkeit zufügen, das war klar. Von UN-Blauhelmeinsätzen war damals noch nicht die Rede; heute weiß man, dass nur ein entschlossener militärischer Einsatz der Menschheit auf die Sprünge hätte helfen können. Doch feige und populistisch, wie sie das immer tut, versagte die Politik im Angesicht maximaler Gemeinheit.

Die direkte Folge dieses Appeasements war die »Polonaise Blankenese«; zwar riefen einige »Wehret den Anfängerkursen!«, doch diese Stimmen wurden überschrien; es folgten die Reanimation des deutschen Schlagers und die Love Parade. Nun, da es zu spät war, wurden chinesische Spezialeinheiten angefordert, die auch den Potsdamer Platz in einen Platz des Himmlischen Friedens verwandeln sollten. Die Chinesen aber lachten sich nur ins Fäustchen und sahen dem Westen beim Ertrinken in seiner eigenen Kultur zu.

Der Vorgang des Ertrinkens wird von vielen Ertrinkenden als ein fröhlicher Ausflug ins Spaßbad empfunden; während sie von einer Welle der Eigenblödsheit in Zunamistärke zerdullert werden, singen sie begeistert: »Schni-Schna-Schnappi, das kleine Krokodil«. Das reimt sich prächtig auf debil, und exakt das ist der Zustand: Die Deutschen sind längst jenseits jeder Grenzwertigkeit angekommen. Das ist zwar nichts ganz Neues, sorgt aber auch als älterer Hut für grenzenlose Begeisterung. »Schni schna schnappi, Schnappi schnappi schnapp, Schni schna schnappi, Schnappi schnappi schnapp.« Dringend vermisst werden der Reim auf das regressive Happi-Happi und der auf das Tierfutter Chappi; hier besteht, wie es immer heißt, »Handlungsbedarf«, hier muss »nachgebessert« werden ...

Nasiaten

Riechkolben ist eine populäre scherzhafte Bezeichnung für eine große menschliche Nase; tatsächlich ist der Riechkolben aber ein von außen gar nicht sichtbares sinnliches Wahrnehmungsorgan. Wer einen gesunden Riechkolben hat, ist quasi Nasiate. Nasiaten nehmen die Welt und ihre Bewohner auch ganz besonders an ihrem Geruch wahr, an Düften und Dünsten. Der Satz »Die können sich nicht riechen« ist nicht immer metaphorisch zu verstehen, sondern hat oft einen tiefen olfaktorischen Grund.

Der auch ein Abgrund sein kann. In meiner Jugend spielte ich Handball, und Angehörige der männlichen Jugend B und später A können schon ziemlich streng riechen. In unserer Mannschaft gab es einen Mitspieler, dessen Olfaktoralaromen allen anderen Rätsel aufgaben. Roch der nach angebranntem paniertem Schnitzel mit Erbsen und Möhrchen? Nach altem Eintopf? Oder nach Omas Kleinfleisch mit Knorpeln und Ohrchen?

Wir fanden es nie ganz genau heraus, denn wir blieben ihm bis nach dem Duschen so fern wie möglich. Das taten auch seine Gegenspieler, sodass er viele Tore warf, für die er sehr gelobt, aber zu seiner Irritation nicht jubelnd umhalst wurde. Er selbst roch offenbar nicht, wie er muffte, und auf jugendlich-deutliche Hinweise – »Alter, du sti-hinkst!« oder »Mann ey, lass ma' stecken mit der Mieke. Das geht ja gar nicht!« – reagierte er chronisch und routiniert verständnislos: »Ich weiß überhaupt nicht, was ihr habt. Was wollt ihr denn? Ich rieche nichts!«

Nachdem diese offenbar pubertärhormonell bestimmte Lebens- und Geruchsphase zur großen Erleichterung seiner Mannschaftskameraden irgendwann abgeschlossen war, verschwand mit seiner strotzenden Ausdün-

tung auch seine Torgefährlichkeit; die Gegenspieler fassten und langten bei ihm nun so zu wie bei jedem anderen auch, und bald suchte er seine Erfolge nicht länger im gleichgeschlechtlichen Ballspiel, sondern bei Mädchen, die ihn als wohlgestaltet und wohlriechend wahr- und in ihre Arme nahmen.

Mit siebzehn verkuckte ich mich in eine Mitschülerin, doch als wir uns nasennah kamen, musste ich den inniglichen Kuss verweigern. Es ging nicht; sie roch so streng metallisch wie die Aluminiumgießerei, in der ich während der Schulferien gearbeitet hatte. Ich brachte es nicht fertig, ihr das zu sagen. Sie nahm mir den Rückzieher übel, hielt mich für schwul und mir das vor, bis sie mich mit einem anderen Mädchen knutschen sah; das fand sie dann auf einmal weit schlimmer als schwul, und das war es ja auch: echte, direkte Konkurrenz.

A propos verkucken: Wer sich bei der Wahl einer Frau oder eines Mannes ausschließlich oder in erster Linie auf sein Augenmerk stützt, erhöht seine Chancen, sich zu vergreifen, beträchtlich. Nicht wenige Menschen schließen bei der Liebe die Augen und tun das nicht (oder nicht immer nur), weil sie den anderen Beteiligten nicht mehr sehen wollen; sie wollen ihn im Gegenteil intensiver fühlen, also riechen, schmecken, hören, berühren. Denn es ist voller Zauber und Wunder und Aufregung und Freude, jemandem ganz nah zu sein, den man aus voller Nase und von ganzem Herzen riechen kann.

Joachim Ringelnatz nannte sein Bett so zart wie klar »Mein Riechtweich«; von Gewaltsprays und Deos, die Axt heißen und genauso riechkolbenspaltend wirken, wusste er nichts. Axt ist das olfaktorische Adäquat zum Abholzen der tropischen Regenwälder; wo Axt gesprüht wird, setzt schlagartig eine Rückzugsbewegung ein, gegen die das Davonlaufen der Deutschen vor der Roten Armee ein Sommerspaziergang war.

Ein Freund berichtete, dass er das Zimmer seines zum Studium ausgezogenen Sohnes, der einige Jahre lang ein großer, glühender Axt-Mann gewesen war, neu tapezieren und streichen musste, um das säurige, ätzend scharfe Gebritzel aus den Wänden und aus seiner Nase herauszubekommen.

Ich bin Nasiate und liebe es, aktiv wie passiv gut zu riechen, also natürlich und mit guter, also dezenter Nachhilfe. Mein Land ist das Land Nasien, es ist nicht das Land der Douglas-Filialen, der Raumsprays, der mobilen Duftbaumumarmen und der Stinkemänner aller Couleur (wenn Farben denn riechen können, aber »das kriegen wir auch noch raus! Das kriegen wir auch noch raus!« wie es in Erich Kästners Klassiker »Emil und die Detektive« heißt.).

»Nasentrost« nannte Otfried Preußlers Kinderromanheld Räuber Hotzenplotz seinen geliebten Schnupftabak, das gefällt mir bis heute sehr. Gemeinsam mit diesem grundsypathischen Herrn samt seiner Pfefferpistole werde ich das Land Nasien verteidigen. Gut riechen oder Nasentod!

Tünseliges Ostwestfalen

Der Ostwestfale sieht manchmal aus wie eine Kartoffel, und immer spricht er so. Er sagt nicht wirklich oder Wurst, sondern wiaklich und Wuast, der Nachmittag ist ihm ein Nammiitach und das Abendbrot ein Aaahmtbrot. Ich weiß das, ich komme da wech, und deshalb dürfen Renee Zucker und Harry Rowohlt auch Wichlaf zu mir sagen.

Von Harry Rowohlt stammt der Hinweis, dass Ostwestfalen ein Unsinnswort sei – Ost und West subtrahierten sich wechselseitig, und übrig bleibe: Falen. Falen ist aber kein anständiger Name für einen Landstrich. Außerdem spricht sich Ostwestfalen umständlicher und langsamer als Falen und passt deshalb sehr gut zu seinen Bewohnern, die schon zum Frühstück Schlachteplatte essen können und das dann leckó finden.

Wenn Kinder in Ostwestfalen spielen, heißt das kalbern, da ist das Herumalbern schon mit drin. Machen sie Quatsch, dölmer sie und sind analog Dölmer; toben und lärmern sie, dann heißt es bald: Hört auf zu ramentern! Ein Bauer oder sonst einer, den man für hintermondig tumb und schlicht hält, ist in Ostwestfalen ein Hacho. Das Wort entstammt, wie manches im nicht nur onomatopoetischen, also lautmalenden, sondern auch sonst poetischen Ostwestfälisch dem rotwelschen Argot namens Masematte, der im Münsterland gesprochen wurde. Als ich das Wort Hacho in einer Geschichte für Klett-Cottas *Kulinarischen Almanach* verwendete, traf es in Stuttgart auf eine Redakteurin, die es nicht kannte. Statt einfach nachzufragen, hielt sie das Wort lieber für einen Tippfehler und machte durch den Austausch von H & M aus dem Hacho einen Macho. Die Textpassage war durch die Änderung zwar tiptop sinnfrei und unverständlich geworden, aber im Schul-

buchverlagshaus Klett war rechtschreiberisch alles in bester Ordnung, der Text war sauber gekehrwocht worden.

Tünssel ist ein ostwestfälisches Wort, dessen Bedeutung sich nicht auf Anhieb erschließt. Ein Tünssel ist nicht unbedingt ein Dummkopf – eher einer, dem ein Patzer unterlief. Manchen Sommer wullackten mein Vater, mein Bruder Finn und ich im Weserbergland. Mein Vater trug, wie bei älterer männlicher Landbevölkerung nicht unüblich, bei der Maloche nur einen grauen Arbeitskittel und ein Paar Gummistiefel. Mein Bruder und ich wühlten mit Brechstange, Spitzhacke, Spaten und Schuppe eine Rinne in den Boden, um eine Drainage zu legen. Ausgemergelt standen wir im Mergel und kamen nicht recht voran. Plötzlich geistesblitzte mein Vater, sich seiner Verneinung aller gängigen Dress-Codes ganz offensichtlich unbewusst, einen Kern- und Dreisatz, der für immer Aufnahme in den familiären Sprachkanon fand – und sagte, Blick und Timbre bedeutungsschwer: »Wir sind Tünssel.« Mein Bruder und ich kuckten ihn an, einen Shakespeare'schen Julius Caesar in Gummistiefeln, und plumpsten in den Graben, keckernd wie die Raben.

Wir sind Tünssel: Schöner kann die Einsicht in die allumgreifende Fehlbarkeit des Menschen nicht formuliert werden. Mit dem Wort Heimat verbinde ich keine Landschaft – Wozu auch? Eine Sprache, in der Dölmer, Hachos und Tünssel durcheinander ramentern, wullacken und kalbern, ist Heimat genug.

Quasbraken luschern

Das Westfälische kennt viele klangschöne Wörter wie lauscheppern (für schnorren), verhimmeln (für verlieren, vergeigen), süppeln (für trinken) oder Zisemann (für das männliche Glied). Weil ich da wechkomme, also von dort stamme und diese Mundart mich immer mit Freude erfüllt hat, bin ich mit dem westfälischen Argot gut vertraut, aber ab und zu wird der Regionalwortschatz doch noch erweitert. Am Nebentisch polterte ein mittlerer Herr herum, nölte über dies, maulte über jenes, bis seine Begleiterin, offenbar seine Ehefrau, ihn anfuhr: »Getz hödomma auf, du ollen Quasbraken!«

Quasbraken war mir neu; es ist die Bezeichnung für einen notorischen Grantler und Meckerkopp. Auch in einem Hamburger Restaurant machten meine Ohren einen erfreulichen Fund. Während ich am Tresen auf einen Tisch wartete, sah ich schon mal die Speisekarte durch und legte sie dann beiseite. Die Frau neben mir fragte mich freundlich, ob sie wohl mal in meine Karte luschern dürfe. Luschern hatte ich noch nie gehört, aber ich ahnte, was sie meinte. Schweizer nennen es lurgen, im Hessischen heißt es luhm, man kann auch kieken, plinsen, spincksen oder spicken dazu sagen: Sie wollte einen Blick in die Karte werfen beziehungsweise reinkucken, kucken mit k, wie man es spricht, nicht mit g.

Das durfte sie selbstverständlich, schließlich bin ich kein Quasbraken, und als ich später ein Buch zur Hand nahm, wurde noch tüchtig geluschert.

Wullacken im Weserbergland

Im Sommer 1999 schenkte mir Vincent Klink zwecks Gartenarbeit eine weiße Latzhose. Ich wollte mir gar nicht vorstellen, sie jemals anzuziehen. Die Latzhose, eine der Hauptgeißeln der späten siebziger Jahre, ist zu Recht tot und begraben. Dachte ich: Als ich Mitte August 2001 auf der Popkomm mitbekam, dass Jochen Distelmeyer, der pathetische Texter und Sänger der Band Blumfeld, in weißer Latzhose zum Konzert antrat, als Unschuld aus Bielefeld-Brake quasi, wurde mir noch einmal retrospektiv flau.

Sommers im Weserbergland allerdings ist eine Latzhose das bestürzend richtige Kleidungsstück. Bei gut dreißig Grad, mit Schüppe, Spitzhacke, Schub- und Sackkarre in Mergelboden, Kompost und Sand, sind Latzbuxe und Maurersandalen (mit Stahlkappe!) das einzige, was man tragen möchte. Jeder Jugendliche, der Landarbeit fürchtet und vor ihr abhaut, wohin auch immer, hat recht und tut gut. Mit vierzig, für vier, fünf Tage als Aushilfe, ist mir die Maloche sehr recht. Mal so richtig schön unfiligran wullacken! Das Schweißwasser spritzt vom Gesicht, läuft hinten die Kimme runter, ich wuchte Bruchsteine zu Trockenmauern. Wer für diesen Fez in die Muckibude geht, vernetzt sich selbst.

Nach der Arbeit lockt das Mysterium Mycel. Anis-, Feld- und Waldchampignons fand ich hier oft, Parasol stets reichlich, manchmal Freund Steinpilz, den netzstielligen Hexenröhrling und den geselligen Rasling. Jetzt ist der Boden pulverknuspertrocken, nichts gibt es, nicht einmal modriges Morcheln in der Nase. Am Feldhang wächst Quendel, wilder Thymian, und duftet herbe; Grillen machen mächtig Radau. Hitze steht in der Luft, sattgelb leuchten Stoppelfelder, die Erde staubt, das olfaktorische Gedächtnis führt mich Jahr-

zehnte zurück. Aus der Riecherinnerung steigt ein Bild auf: Spätsommer, ein barfüßiges, mageres, braun gebranntes Kind rennt über abgemähte Weizenfelder, zerschrammt sich die Knöchel, flitzt weiter, und ein bunter Papierdrachen steigt hoch in den Himmel.

Ein Traktor klöddert übers Feld, einen Anhänger mit der Aufschrift »Krone« hintendran, fährt übers Stroh und schluckt es, feuert aber nicht Heubunde heraus, wie ich's von früher kenne; hier wird das Stroh zu großen Rollen gepresst, die vieldutzendfach auf den Feldern liegen, als hätten die Götter spaßeshalber ein wenig gekegelt. Am Weg, sich sonnend, liegt goldgrün eine Blindschleiche; in meiner Hand ist sie warm und trocken, gar nicht glipschich wie die Nacktschnecken, die das Land verheeren. Über 500 von diesen Schleimern hat die Nachbarin an einem Morgen in ihrem Garten zusammengeklaut und mit kochendem Salzwasser übergossen; Funny van Dannen erzählt, seine Frau schnitte die Viecher mit dem Messer in zwei Hälften, während er ihnen tierlieb eine faire Chance gibt, sie einsammelt und zur nächsten verkehrsreichen Straße bringt. Künstler haben oft die interessantesten Ideen.

Die Blindschleiche hüpfte ins Gras und gleitet davon, und auch ich mache mich vom Acker: Marlon Sonnenbrando geht nach Hause, in die Stadt.

Späte Rache oder: The Köln Concert

Einmal, ein einziges Mal nur in diesem Leben, schrieb ich einen Text aus persönlich motivierter Rachsucht, und Grund zur Rache hatte ich, Grund zur Rache an Keith Jarrett. Nicht an Jarrett als Person allerdings, sondern an einem seiner Werke: an der 1976 erschienenen Doppel-LP »The Köln Concert«. Dieser in schwarz-grau-weiß gehaltene Tonträger, auf dem Cover einen schwer auf innerlich gestrickten Mann zeigend, hatte schlimme Auswirkungen.

Fünfzehn war ich, als »The Köln Concert« erschien, und verfügte und gebot über einen sog. *Freundeskreis*; ein Wort, das beinahe wie *Bibelkreis* klingt, und in genau einen solchen verwandelte sich dieser *Freundeskreis* eben auch schlagartig, nachdem jenes Werk ihn erreichte, infizierte und durchdrang.

Zuvor war man, fünfzehnjährig, wie man vor sich hin dölmernte, ein den Dingen des Lebens durchaus zugetaner junger Mensch, ja Jugendlicher gewesen. Auf Flokatis hatte man, so war es 1976 Pflicht, herumgelegen; unter jenen hirtenhundartigen Teppichen, von Müttern als »Staubfänger!« gefürchtet und verständnislos gehasst, befanden sich gern einige möglichst silberfischverseuchte blau-weiße Matratzen vom Sperrmüll. Räucherkerzen glommen und müffelten vor sich hin, Sandelholz, Patschuli, und was sonst noch streng roch. Unbedingt erforderlich war auch ein braunes, getöpftes Teeservice mit natürlich henkellosen Tässchen und einem Stövchen, auf dem eine Kanne mit aromatisiertem Tee, oft leider sogar in der Geschmacksrichtung bzw. wohl eher Geschmacksverirrung Vanille, zu stehen hatte, um die herumgruppiert man auf eben jenem Flokati möglichst cool, freakig und lässig herumlag; die als etwas spießiger empfundene Variante um weißen Webfellt Teppich war die – von Mutter oder Omma – gehä-

kelte Patchworkdecke, die dann als, auch ein schönes Wort, sog. *Tagesdecke* auf dem Bett des *Jugendzimmers* ausgebreitet lag.

In diesen in stundenlanger Kleinarbeit auf locker und unaufgeräumt getrimmten Kemenaten also lungerte man herum; einmal hatte man sich sogar für zwanzig Mark vom Bahnhof auch etwas ganz besonders Schönes mitgebracht: ein kleines Päckchen oder Tütchen, und als man es zuhause öffnete, durfte man feststellen, dass zwei Gramm Currypulver recht teuer sein können. Selbstverständlich sah, wusste und roch man, was man sich da hatte andrehen lassen als grüner Junge; nichtsdestotrotz krümelte man sich tapfer das Currypulver in die Zigarette. Bedeutungsvoll zündete man sie an und inhalierte tief; nach sekundenlanger schwerer Stille ächzte man »Oh Alter ... günstig«, und gab den angeblichen Joint dann weiter an die anderen, die jetzt ihrerseits in Zugzwang kamen; zwar wussten auch sie ganz genau, was die Zigarette enthielt bzw. eben nicht enthielt, mochten sich aber keine Blöße geben – nein, wenn der stoned war, dann waren sie es schon lange, und so lagen am Ende eben alle auf dem Kreuz als eine Art Leistungskurs Buddhismus, die Augen geschlossen und vor lauter Autosuggestion schon selbst glaubend, dass sie den Adler kreisen sähen.

Aber auch andere Dinge tat man; z. B. hatte ich mit fünfzehn ein Mofa der Marke *Rixe*, Modell »High Sport«, das ich natürlich *spitzgemacht* hatte, wie das hieß: anderes Ritzel drauf, kleinere Vergaserdüse und einen Klasse 5-Krümmmer drunter; einmal wurde ich mit 57 Km/h bergauf von den Wachtmeistern gestoppt, konnte aber glaubhaft versichern, ich wüsste auch nicht, wie das käme ... tut mir leid ... ich habe das so gekauft... ääh ... *ab Werk*.

Mit diesem Mofa aus der Fahrrad- und Mofafabrik *Rixe* in Bielefeld-Brake knatterte ich fröhlich durch die

Gegend; ich wohnte damals in Bielefeld-Altenhagen und besuchte den bereits o. g. *Freundeskreis*, der in eben Brake, Heepen, Oldentrup, Hillegossen, Stieghorst, Kusenbaum, Jöllenbeck, Vilsendorf, Knetterheide oder Milse beheimatet war – allesamt Ortschaften, die so sind, wie sie heißen. Kaum aber hatte ich mein jeweiliges Ziel erreicht und das *Jugendzimmer* betreten, bot sich 1976 das immergleiche Bild des Grauens: Ein junger Mann oder eine junge Frau lagen, mit dem Gesicht nach unten, auf Flokati oder Patchworkdecke, und dazu lief Keith Jarrett, »The Köln Concert«, fast immer die dritte Seite, auf der Jarrett heftiges Fußetrampeln und noch heftigeres Atmen in die Klaviermusik einführte. Dagegen war ja auch gar nichts zu sagen, aber Jarretts elegisches, kunstgewerblerisches Spiel hatte eben auf die jungen Menschen die furchtbarsten Auswirkungen: Schlag man, während diese Platte lief – und sie lief quasi immer – egal was vor, so erhielt man chronisch die Antwort: »Ach nee ... mir geht's heut' nicht so gut«, tönte es aus der wie waidwund oder todesmatt herumliegenden Gestalt, »ich weiß auch gar nicht, wer ich bin.« So sprachen Fünfzehnjährige, und schon damals schwante mir, während ich eher fassungslos in einem Türrahmen stand und meinen Sturzhelm in der Hand drehte, dass es keine gute Idee ist, wenn Deutsche nach ihrer *Identität* suchen: Entweder langweilen sie sich selbst und andere damit zu Tode, oder aber die Sache endet in Stalingrad.

Erst Jahre später, man hat ja als Schriftsteller in Deutschland *verletzlich*, wenn nicht *verwundbar* zu sein, konnte ich die mir 1976 zugefügten *Verletzungen* und *Verwundungen* bewältigen; 1985 war es, ich wohnte mittlerweile längst in Berlin (denn das war dann Anfang der 80er quasi Pflicht), schleppte mein damaliger Obermieter einen CD-Spieler und mehrere CDs an; im Sortiment hatte der geschmacksfreie Emi-

grant aus dem Rumänischen nicht nur alles von Pink Floyd und Genesis, sondern auch – genau: »The Köln Concert« von Keith Jarrett. So erfolgreich verdrängt hatte ich jenes Werk und seine fatalen, ja beinahe letalen Folgen, dass ich dem Angebot, da »mal reinzuhören«, bereitwillig zustimmte; kaum aber war die CD bei der ehemaligen Plattenseite drei angelangt, griff ich, ohne zu wissen, was und warum ich es tat, nicht etwa zu einem Joint, sondern zur Whiskykaraffe. Wiederholungen des Tests zeitigten stets dasselbe Ergebnis: Keith Jarrett, »The Köln Concert«, Seite drei: hastiger, ja panischer Griff des Probanden zur Karaffe. Tief, ja metertief musste ich graben und buddeln, bis meine *inneren Verkrustungen* aufbrachen und ich sie *aufarbeiten*, ja aufessen bzw. sogar aufwischen konnte: In nur acht Zeilen fasste ich die immerhin knapp 80 Minuten dauernde Doppel-LP zusammen – ein Verfahren, das auch beleuchtet, was ich seitdem unter dem Begriff »Gerechtigkeit« verstehe:

Schwarze Tasten, weiße Tasten
Töne, die das Herz belasten
Hände, die nicht ruh'n noch rasten
Hasten über Tasten, Tasten
Junge Menschen wurden Greise
Wenn Keith Jarrett klimperte
Auf dem Flokati litt ganz leise
Wer vorher fröhlich pimperte.

Alles rennet, biket, latschet
Die Bonbonbunten sind unter uns, im Wald und
auf den Straßen

Eine gute Sache ist der Sport für den jungen Menschen. Im Alter von fünf bis siebzehn war ich täglich in Bewegung, schwamm, tauchte, spielte Tischtennis, Hand- und Basketball, turnte, ritt, fuhr Ski – und lief. Nicht nur auf der Aschenbahn oder in der Turnhalle, sondern bevorzugt durch Wiesen und Wälder, über weichen, federnden Boden, füllte die Lungen mit Sauerstoff und kühlte und schärfte den jugendlich aufrührerischen Geist.

Sich die Pubertät, diese lästige und beschwerliche Lebensphase, vom Leibe und von der Seele zu wetzen, ist instinktiv klug und weise. 16 war ich, als meine Mutter meine Lieblingsjeans, die ich in liebevoller, aufwändiger Arbeit selbst geflickt hatte und die auch nur noch aus Flickern bestand, mit der Schneiderschere schnipp-schnapp in kleine Streifen schnitt. Die Hose war unrettbar zerstört und verloren. Ich war außer mir vor Zorn über diesen Verrat, diesen Akt der Barbarei. Zwanzig oder mehr Diskussionen über diese Hose hatte ich durchgestanden, aber jetzt wurde nicht mehr diskutiert, jetzt wurden dumpf autoritär Tatsachen geschaffen. In meiner Abwesenheit, während ich in der Schule war – wie feige, wie schäbig, wie schändlich!

Ich sprang in Turnhose, -hemd und -schuhe und rannte meine Haustrainingsstrecke, etwa sechs bis sieben Kilometer, gleich dreimal hintereinander. Was ich in Gedanken mit meiner Mutter tat, hatte mit ödipalen Wünschen nichts zu tun, ganz im Gegenteil. Doch als ich erschöpft meine letzte Runde gedreht hatte und unter der heißen Dusche stand, war die Wut verbrannt und der Zorn verraucht. Und kurze Zeit später entdeckte ich, dass es Wesen von großer Zartheit und Süße gab,

Mädchen hießen sie. Von da an war ich für die Welt des Sports ohnehin verloren.

Bei manchen Männern hört das Rennenmüssen niemals auf, andere entdecken es später, mit etwa Mitte dreißig, wenn die männliche Pubertät sich wirklich dem Ende zuneigt. Es sind in der überwiegenden Mehrheit Männer, die dem Laufen frönen, und von der 35plus-Fraktion erfährt man, wenn man Pech hat und einmal im Café an einen Läufer-Nebentisch zu sitzen kommt, worin der Reiz liegt. Sonst geht es ja eher bergab mit der physischen Leistungsfähigkeit, aber beim Langstreckenlaufen kann sogar noch eine Steigerung erzielt werden. Die meisten dieser Kerle sind außerdem Familienvattis und laufen also mit Grund. Wer sich erst Frau und Kinder angeschafft hat, weiß, wovon er wegrennt.

Wie aus dem guten, alten Fahrradfahren das *Biken* wurde und aus dem Spaziergang das unwürdig luftstochernde, hinfällig todkrank aussehende *Nordic Walking*, ist auch das Laufen eine technisch und finanziell aufgerüstete Mode-, Status- und Prestigeangelegenheit geworden. Schuhe kauft der Experte im »Runner's Point«, er bezieht mehrere Laufzeitschriften, und ohne Spezialklamottage für ein paar hundert Euro braucht man sich erst gar nicht blicken zu lassen. Gern wird durch die abgasgeschwängerte Stadt gelaufen, auf Trottoir und Asphalt, damit man sich nicht nur die Lunge, sondern auch die Gelenke kompetent ruiniert.

Äußerlich hat das fanatische Joggen verheerende Folgen. Das Ledrige, Sehnige, Abgezehrte und Ausgemergelte ist das ästhetische Ideal, dem schwitzend und keuchend hinterhergeeeifert wird. Wenn man so einen Schwindling im Laufschrift über den Bürgersteig ächzen sieht, fragt man sich mit Tschechov, wie so ein Zwieback wohl mit seiner Frau schläft.

Aber die läuft ja vielleicht auch, dann gibt es wechselseitig blaue Hochleistungsflecken.

Komplett ist der laufende Freizeithirsel mit Discman oder iPod, den er sich auf den Kopfnüschel klemmt, damit der anschließend auch garantiert rückstandsfrei ausgeblasen ist, wie ein Ei zu Ostern, das an einem Fädchen in die Zweige gehängt wird. Bei einem Berliner und einem Kölner Marathon sah ich den laufenden Großgruppenheinis zu. Ich bin ein gefühlsbetonter Mensch, und genau deshalb wollte mein Mitgefühl beim Anblick dieses Massenelends einfach nicht fließen.

Familienfeier

Brüste wippen
Männer kippen
Schnaps hinter schnapsnasse Lippen
Tanten nippen am Likör.

Hüften schwingen
Lauter singen!
Hans ganz schnell nach draußen bringen!
Es ist dringen ... –
ooh – Malheur!

Ein Geschwalle!
Ein Gequalle!
Ein Geschwatze und Gelalle –
Sind wir alle
beim Friseur?

Noch ein Helles?
Dein Spezielles!
Hanne trägt ihr kleines Grelles
Sexuelles
von Dior.

Hans abwischen
Auf den Tischen
wedeln Tanten mit den Fischen
geht inzwischen
Wüstes vor.

Trinken! Trinken!
Weitertrinken!
Und in weiches Fleisch versinken!
Sinken! Sinken!
Volles Rohr!

Familienbande

Niemals bin ich ein Anhänger jenes weitverbreiteten Irrglaubens gewesen, man müsse in all die Mitmenschen, mit denen man zufälliger- und dummerweise verwandt ist, auch noch verliebt sein; seit sich aber nach einer langen Zeit des Exils vom familiären Schrecken immer häufiger Gesichter und Erinnerungen in Tag- und Alpträume hineinschleichen, gestehe ich mir doch die achselzuckende Fügung in die Einsicht zu, dass man seinen Wurzeln allenfalls bedingt entfliehen kann.

Besonders häufig, mitunter sogar recht gern, erinnere ich mich an den fünfzigsten Geburtstag meines Vaters. Dieser Tag erscheint mir heute als Kulminations- und Knotenpunkt meiner menschlichen Erfahrung; mit der Geballtheit aller Worte und Taten, mit der Wucht, die damals innerhalb nur weniger Stunden auf mich einhieb, erhielt ich wohl das Rüstzeug, um in den Fährnissen der menschlichen Gesellschaft zu bestehen.

Dabei ließ sich der festliche Akt zunächst eher harmlos an. Zwar hatten sämtliche Haupt-, Flach- und Nebenkkräfte des Freundes-, Bekanntschafts- und Verwandtschaftslebens komplett ihr Erscheinen angedroht, und die gut einhundert Personen starke Meute tröpfelte auch nach und nach recht pünktlich ein, dennoch aber plätscherten die Gespräche zunächst eher zäh und gedämpft, und auch den alkoholischen Getränken wurde nur mäßig zugesprochen. Eine erste einschneidende Wendung erfuhr der Abend möglicherweise mit dem Eintreffen von Onkel Erich; dieser damals soeben in Rente gegangene knorrige Lastkraftwagenfahrer war in der gesamten Verwandtschaft gefürchtet für seine unablässig vor sich hin stinkenden Zehnpfennigzigarren und seinen schier unerschöpflichen Redeschwall, den er auf jedermann, dessen er nur irgend habhaft werden konnte, rückhaltlos ausgoss. Allein seine Frau, Tante

Hilla, war in der Lage, ihn in seine Schranken zu verweisen: *Mach doch den Kopp zu, du Tünssel!* war die Zauberformel, mit der sie sich ihn erfolgreich vom Leibe hielt. Onkel Erich jedenfalls begann augenblicklich nach seiner Ankunft einen ausladenden Bericht über seinen jüngsten Jugoslawienaufenthalt: *Alles Knallköpfe da unten. Keine Ahnung von Rasenmähen und Heckenschneiden. Hab ich ihnen aber alles beigebracht, und nach zwei Wochen spurten die Brüder piccobello.* Währenddessen hatte er taktisch geschickt seinen Schwager, Onkel Horst, in eine Ecke des Sofas gedrängt und sich massig halb in ihn hineingedreht, um sich für die nächsten Stunden wenigstens einen Zuhörer fest zu sichern; Onkel Horst aber gehört zu jenen Menschen, die vor den sozialen, kulturellen und ethnischen Konflikten der Welt und ihrer Bewohner die Augen zu verschließen nicht bereit sind; das wie lapidar hervorgestoßene *Jugoschlawen, Jugoschlawen* seines Gegenübers Erich fand daher durchaus nicht seine Zustimmung, nennenswerten Widerspruch aber wagte er keinen, sondern griff wie schicksalsergeben zu einer von eben jenem Jugoslawienaufenthalt mitgebrachten Literflasche Slivowitz, schüttete sich ein großes Glas ein, schmetterte dieses auf einen Schlag hinab und goss augenblicklich nach, während Onkel Erich mit meckerndem Lachen die Geschichte erzählte, wie er bereits vor einigen Jahren seinem Nachbarn, während dieser einige Monate verreist war, den Garten in Schuss gehalten und dort sogar mal richtig klar Schiff gemacht hätte; ganze Anhänger voller Unkraut hätte er ausgerissen und weggeschafft, geschuftet wie ein Berserker hätte er, bis überraschend früh der Nachbar wiedergekommen sei und augenblicklich auf ihn eingezetert habe, er sei Botaniker und züchte seltene Pflanzen, *zigtausend Mark Schaden usw., von wegen seltene Pflanzen, alles gammeliges olles Kropzeug, hääh,* polterte Onkel Erich.

Nur wenige Plätze weiter juchzte Tante Frieda, schwer gallekrank und strikt auf Diät gesetzt, *Ach was, nur ein kleines Likörchen, das schadet doch nicht* auf ihre Tochter Hannelore ein, die mit den prophetischen Worten *Frieda, morgen ist Galletag* ein- und später auch bereitwillig nachschenkte; vor dem nach einigen Stunden sich dann zügig abspulenden Debakel *Oh! Bin ich schlecht! Bin ich schlecht! Ich hab Malheur gemacht!* aber hatte Tante Frieda zunächst noch Gelegenheit, über ihre Schwägerin Luise herzuziehen, die seit dem Tod ihres Mannes vor sechs Monaten bereits sieben Heiratsanzeigen aufgegeben hatte: *Die ist doch vom Stamme Nimm! Willi war noch nicht kalt, da hatte die schon drei Neue!*

Inzwischen war auch meine Großmutter, im folgenden auch Omma bzw. Omma Kotsch genannt, eingetroffen, eine übermäßig rüstige, hektische und ruhelose Person, wie ja überhaupt unseren Greisen immer häufiger ein wütendes Nichtruhegebenwollen, ein Hang zum ewigen Weiterramentern eigen geworden ist – ich sage nur: Trude Unruh, Graue Panther und alles! – meine Omma jedenfalls hatte bis zu ihrem späteren unfreiwilligen Ausscheiden einen Hauptanteil am Scheitern bzw. eben auch Gelingen dieses prächtigen Abends. Aus einer völlig zerrütteten Ehe inklusive Scheidung hatte sie schon vor Jahren die originelle Schlussfolgerung gezogen, Ehe und Familie allein seien die Horte irdischer Freude, die sie fortan schützen und bewahren zu müssen glaubte. Opfer dieses Trugschlusses waren in erster Linie meine armen Eltern, deren Glücksstern nach fünfundzwanzig Ehejahren durchaus schon etwas matter funkelte, als Omma Kotsch das wahrhaben wollte.

Zum fünfzigsten Geburtstag meines Vaters hatte sie eine mehrschichtige Säuberungsstrategie ersonnen; ihr Plan sah vor, im Obergeschoss des Hauses, in das sich

die jüngeren Besucher, allesamt Freunde meines Bruders, zurückgezogen hatten, zu beginnen, das Feld quasi von außen her aufzurollen und dann ins Zentrum des Feindes vorzustoßen. Gegen zweiundzwanzig Uhr erschien sie, zunächst unter dem Vorwand, nur mal nach dem rechten sehen zu wollen, *Habt ihr auch alles? Noch paar Kläpschen vielleicht?* in der oberen Etage, wo mein im übrigen komplett volljähriger Bruder und seine Besucher zwischen heftigem Alkoholgenuss und Monopoly-Spielen hin- und herpendelten. Nur knapp zwanzig Minuten später tauchte sie erneut auf, diesmal bereits mit einem Plastikeimer in der Hand, in den sie rigoros den Inhalt der Aschenbecher wie auch der Weingläser hineinfuerte und barsch erklärte, jetzt müsse *Schluss sein, wenn die Eltern das wüssten, dieser Radau immer, um elf Uhr hängt die Hose kalt am Bett!* Mein Bruder, von diesem Frontalangriff völlig über-rumpelt, ja übertölpelt, leistete zunächst keinerlei Gegenwehr, einer seiner Freunde allerdings konnte sich ein heftiges Grinsen nicht verkneifen. Er brauche hier gar nicht zu grien, fuhr ihn meine Omma augenblicklich an, *Was wollen Sie überhaupt hier, Sie feister, speckiger Kerl?* Dem so Angeredeten verschlug es blitzartig die Sprache, meine Omma aber, von ihrem zweifachen Punktgewinn beflügelt, knottete, paukte und drosch nun völlig enthemmt auf die Monopoly-Truppe ein. *Was haben Sie hier verloren? Sie sind doch schon durch alle Betten gegangen!* mähte sie die Freundin meines Bruders nieder, und *Lassen Sie das stehen. Sie sind hier nicht auf dem Sozialamt!* riss sie einem weiteren Gast ein Schälchen Erdnüsse jäh aus den Fingern. Auch im Erdgeschoss hatte unterdessen der Nahkampf begonnen. Onkel Karlheinz, der allgemein »Doktor« genannt wurde, weil sein Vater während des Zweiten Weltkriegs als Trichinenbeschauer gearbeitet hatte, hatte sich nach dem zügigen Austrinken einer Flasche

Korn erhoben und fragte, wie auf jeder Feier, mit gespielter Arglosigkeit: *Kennt einer von euch den Taucher?* Wie immer lautete auch an diesem Abend die scheinheilige Antwort: *Den Taucher? Nee. Kennwanich*, woraufhin Karlheinz in Positur schwankte, um eine unglaublich schmutzige Version der Schiller-Ballade von sich zu geben, soweit seine Trunkenheit dies überhaupt noch zuließ, und im Folgenden ein Füllhorn heillosen Gestammels auf seine natürlich begeisterte Zuhörerschaft herunterzupeitschen.

Der Plan meiner Omma trat mittlerweile in seine zweite Phase. Nach dem Blitzsieg im Obergeschoss näherte sie sich nun bedrohlich der zweiten Etage, in diese aber hatten sich, zum Zwecke des wechselseitig aneinander zu vollziehenden Geschlechterverkehrs, ein weiterer Onkel dieser an Onkeln und Tanten so überaus reichen Familie, Onkel Rolf, zweiter Schwiegersohn meiner Omma, sowie eine ebenfalls durchaus verheiratete Nachbarin, deren Ehemann sich im Erdgeschoss zielstrebig zutrank, zurückgezogen, was wiederum meinem Bruder nicht verborgen geblieben war. Dieser eilte nun, um das Schlimmste, das Auffliegen der außerehelichen Verschränkung, die im allgemeinen Gewühl bisher verborgen geblieben war, zu verhüten, in die mittlere Etage und hämmerte, meine Omma schon hinter sich wähnend, wie von Furien gehetzt, an die Tür des Gästezimmers, *Macht euch nicht unglücklich! Macht euch nicht unglücklich!*, sprang wieder zurück auf die Treppe, um meine Omma abzufangen, in Schach zu halten und unter fadenscheinigen Begründungen ein Stockwerk weiter zu schicken, jagte, nachdem dies trotz des geradezu notorischen, ja ins Medizinische schon lappenden Misstrauens der alten Frau erstaunlicherweise glückte, wieder zurück, mahnte und drangsalierte die Eingeriegelten zur sofortigen Aufgabe ihrer unseligen Unternehmung, was ihm schlussendlich sogar

gelang, und riet dem mit strubbeligen Haaren unfroh und mürrisch in der Tür erscheinenden Paar dringend, es möge sich doch zunächst *im Garten verstecken* – ein ganz und gar widersinniger, wenn nicht sogar teuflischer Ratschlag, dem zumindest mein Onkel unverständlicherweise auch noch Folge leistete; er wurde in den frühen Morgenstunden in den dichten Tannen des Nachbargartens stehend und heiser *Ist die Luft rein?* wispernd angetroffen. Dass die Geschichte nicht herauskam, hatte er allein dem Umstand zu verdanken, dass seine Ehefrau sich derartig mit diversen Alkoholika vollgesogen hatte, dass sie unentwegt davon faselte, sie müsse das *Robbenfleisch anbraten, Robbenfleisch für dreißig Polen*, eine Behauptung, die ihr aber bei bestem Willen und stärkster Angetrunkenheit keiner der übrigen Gäste abnehmen wollte, so dass sie sich schließlich selbst in den Schlaf salbaderte und schnarchend zwischen zwei Verwandten minderen Grades einschlief. Im Zentrum des Geschehens war mittlerweile Onkel Erich beim Russlandfeldzug angelangt; hier aber verweigerte ihm die streng sozialdemokratisch orientierte und gesonnene Verwandt- und Besucherschaft kollektiv das Gehör. *Das einzige, was du noch hochkriegst, ist der rechte Arm!* johlte ohne jede familiäre Rücksicht seine Ehefrau, Tante Hilla, die es wissen musste, und brach in haltloses Geschepper und Gequietsche aus. Mein Bruder, jeglicher Rettungsaufgaben enthoben, war indessen in die Fänge des Geschäftsführers einer Küchenmöbelfabrik geraten – im Ostwestfälischen gibt es, nebenbei bemerkt, mehr Küchenmöbelhersteller als potentielle Käufer dafür, aber die Geheimnisse und spezifischen strukturellen Probleme dieser Branche können hier leider nicht weiter vertieft und erläutert werden –, jener Geschäftsführer nun quallte, im Furor und Feuer der in seinen aufgeblähten Leib hineingeworfenen Getränke auf meinen Bruder, einen eher unpoli-

tisch vor sich hinlebenden Vertreter des *laissez faire*, des *laissez passer* ein, was er denn wolle, ja, was überhaupt alle wollten, *Was wollt ihr eigentlich, ihr Linken?* teufelte er, woraufhin mein Bruder sich augenblicklich hinter einem Glas verschanzte, wobei ihm sein Patenonkel Heinz heftig zur Seite sprang bzw. torkelte, er, der blöde Fabrikantenarsch (was im übrigen nicht einmal zutraf, handelte es sich doch nur um den Geschäftsführer), solle *die Jugend zufriedenlassen*, wobei er mit großer, schwungvoller Geste einmal ins Runde zeigte, obwohl dort keinerlei Vertreter irgendwie gearteter Juvenilität, sondern nur ein Trupp grau-erloschener Nachbarn auszumachen war, dies seien *die Garanten der Zukunft*, jawohl, plötzlich heftig schluchzend meinen Bruder umklammerte und *Ihr seid die Garanten der Zukunft!* jaulte, ein Satz, von dem er sich für den Rest des Abends nicht mehr trennen noch verabschieden wollte.

Neben diesen einigen wenigen Ausfällen hielt sich der Rest der Gäste noch erstaunlich senkrecht, ja, es konnte durchaus von einer aufgelockerten, heiteren Partystimmung gesprochen werden; die ausgesprochen russische Atmosphäre weinender Männer, Selbstbezeichnungen usw. machte sich, zumindest zu diesem Zeitpunkt, allenfalls an den Randbereichen bemerkbar, aber nun, taktisch äußerst gewieft, brachte meine Omma den letzten Teil ihres Plans zur Ausführung. Auf dem Weg zum jetzt recht häufig frequentierten Bad nämlich lauerte sie den mehr oder weniger geschwächten, angeschlagenen Gästen auf, um ihnen mit Grabesmiene und -stimme mitzuteilen, meinem Vater gehe es sehr schlecht, *ach, es iss was, es iss was*, jammerte sie, er sei schwer krank, hinfällig und eigentlich so gut wie tot, habe aber natürlich das geplante Fest nicht absagen wollen, *Hach, diese Aufregung! Diese Anstrengung! Diese Strapazen!* zeterte die alte Frau nun völlig unverhohlen, *Es ist besser, wenn Sie jetzt alle gehen!*

Ihr heimtückisches Geschwätz führte rasch zu einem stetigen Aufbrechen Dutzender von Gästen, die sich besonders warm, herzlich, ja, pietätvoll beinahe, von ihrem Gastgeber, meinem überaus vitalen und kerngesunden Vater, verabschiedeten, was ihm bis heute den gänzlich ungerechtfertigten Ruf eines Teufelskerls eingebracht hat, der, obwohl mit dem Tode ringend, noch zu feiern verstand wie kein zweiter.

Meine Omma aber kauerte noch immer hinter einem Treppenabsatz und zischelte Düsteres auf ihre Opfer ein, bis mein Vater, der irgendwie Unrat witterte, sie entdeckte, als sie gerade wieder ihre monströse Lüge auf ein schon besorgt mit den Köpfen wackelndes Nachbarhepaar häufte, woraufhin er, nicht bange, sie kurzerhand packte, schulterte, die Treppe hinaufschleppte, ruckzuck in ein Zimmer sperrte und den Schlüssel für immer fortwarf – zu spät allerdings, die böse Saat meiner Omma war längst aufgegangen. Das Haus leerte sich, und nur Tante Martha und Onkel Paul, die sich in fünfzig Jahren Ehe alles gesagt hatten, was es zu sagen gab, hockten noch mürbe in einer Ecke und kuckten Löcher in die Luft. Hä-ä, hä-ä, sagte Tante Martha, Hä-ä-ä, hä-ä-ä, antwortete Onkel Paul.

Meine Familie und ich nicht

Familie, puuh!, das ist geistige Enge
Und Angst, furchtbare Angst, vor Senge.
Familie ist, was man verlässt und verflucht.

Und sehr viel später sich selber sucht.
Fernab vom drückenden Halsband des Blutes
Gibt es, vielleicht, etwas Freies und Gutes.

Lebensplan Zuhause

Gewisse Dinge, schrieb mir ein mir sehr lieber Freund, passten derzeit nicht in seinen »Lebensplan«, er denke jetzt doch sehr stark an die »Zukunft« und noch verstärkter an sein »Zuhause«.

Ich erschrak, und das nicht, weil sich das auf Irak reimt (harr harr doppelharr), sondern weil ich feststellte, daß ich nicht weiß, was das ist oder überhaupt sein könnte: »Lebensplan«, »Zukunft«, »Zuhause«.

Ich dachte immer, man wäre einfach da.

Heim und Heimat

Im Wort Sesshaftigkeit steckt die Haft wie das Heim in der Heimat und im Eigenheim. »Wir kämen so gerne nach Hause und kommen bloß immer ins Heim«, sang ich leise; irgendwo muss aber auch der Reisende nicht nur festungshaftfest polizeilich gemeldet sein, wie es das preußische Landrecht vorschreibt, sondern auch wohnen, wenn er nicht auf Reisen ist und Hotels oder Gästezimmer gerade nicht gut haben kann. »Mal in die eigenen Kissen pupen«, nannte das der Sänger, Musiker und Schauspieler Thomas Koppelberg in seiner direkten Ruhrgebietsart, und so schafft man sich einen Rückzugsort, eine »Home-Base«, wie manche das nennen zu müssen meinen, obwohl sie gar nicht Homebaseball spielen.

Es gilt dabei die Regel: kein Eigentum; wer will sein Leben schon mit verstopften Regenrinnen oder Eigentumswohnungsbesitzerhausversammlungen zum Thema »Wer bekommt einen Fahrstuhl Schlüssel und wer nicht?« beziehungsweise mit »Ich wohne im Erdgeschoss und beteilige mich nicht an den Fahrstuhleinbaukosten«-Diskussionsbeiträgen einrüben? Viele wollen das? Von mir aus; dann können sie auch gleich an einer Elternversammlung in der Ambitions-KiTa teilnehmen. Ich zöge die wesentlich angenehmere Variante vor: die garantiert einmalige Erfahrung, sich eine Kugel durch den Kopf zu schießen.

Unabhängig werden. Schülerzeitung machen,
Töpfern und Schwingungen erzeugen
1979 bis Mitte 1980
(Christof Meueler)

Wiglaf verließ mit 17 das Haus »meiner Herren Eltern«, wie er sich 2016 erinnerte, weil es ihm »so vergällt und verhasst« war, dass er »lieber nach der Schule arbeiten ging, um ein winziges WG-Zimmer und Lebensmittel bezahlen zu können«. Ein paar Ecken weiter wohnte sein Kumpel Klaus Freyer mit seinem Bruder in der Bleichstraße. Meistens hing er dort in der Küche ab, weil sein Zimmer zu klein war. Sie hörten die Musik der »ganzen Woodstockleute«, wie sich Freyer erinnert, und tranken dazu Tee. Wiglaf hörte damals am liebsten Bob Dylan und Joan Baez.

Am Heepener Gymnasium trat Wiglaf nicht nur als Schreiber, sondern auch als Dichter und Sänger auf – so wie er später einmal von dieser künstlerischem Dreifachperformance leben sollte. Polemisieren, Dichten und Singen. Er spielte kein Instrument, er wollte als Leadsänger im Mittelpunkt stehen, wenn er zum Beispiel »Sex and Drugs and Rock'n'Roll« von Ian Dury bei »alternativen Schulkonzerten« zum Besten gab, die von Wiglaf und seinen Freunden in der Aula in Heepen organisiert wurden, aber auch an anderen Gymnasien. Es wurden Bands gegründet, die sich nach drei Wochen wieder auflösten, aber es gab ein großes Line-Up mit sechs bis acht Bands.

Ulrich Kämpfe: »Diese Konzerte waren fast so etwas wie ›Deutschland sucht den Superstar.‹ ... Wiggi war eine Rampensau. Auf die Bühne hat es ihn schon immer gezogen, manchmal in völliger Selbstüberschätzung.«

Volker Mönlich: »... Damals war zum Beispiel die »Rocky Horror Picture Show« sehr modern. Wiggi und ich haben uns geschminkt, und wir haben eine Perfor-

mance aufgeführt als Teil des Programms der Konzerte.«

Als Wiglaf in der 13. Klasse war, gab es neben diesen Rockkonzerten in der Aula des Heepener Gymnasiums auch zwei »Abende mit moderner Kunst«, mit klarem Bezug zur Avantgarde. Ambitionierte Schüler spielten E-Musik im Schlagzeugtrio als »Vier Bagatellen für Klarriette solo«, es wurden Gedichte der Dadaisten und Lettristen (Kurt Schwitters, Maurice Lemaitre, Ernst Jandl) mehrstimmig vorgetragen, und Wiglaf las Joachim Ringelnatz und François Villon. Unter dem Programmpunkt »Kunstgenuss« spielten er, Freyer, Mönnich und ein weiterer Freund ein Ministück; das nannten sie »Alptraum des Bürgers Erwin Rutzekhuber, als er eines Nachts schweißgetränkt erwachte, da es ihm geträumt hatte, nun sei die Anarchie da« ... Beim zweiten »Abend mit moderner Kunst« las Wiglaf seine eigenen Gedichte, im Programm angekündigt als »Ungeheimheiten I und II. Seine Gedichte waren zum Teil politische Limericks und Aphorismen, wie sie damals auch Winfried Thomsen als »Radikalauer« in der Zeitschrift *Konkret* veröffentlichte und zum Teil melancholische Botschaften aus den Untiefen der Pubertät ... Zu Hause las er Erich Fried, Hans Magnus Enzensberger und Brecht, deren Gedichte er sich mit Schreibmaschine auf kleine Zettel schrieb und memorierte ...

Klaus Freyer: »Was an Wiglaf damals faszinierend war: Er kannte die Gedichte von Charles Bukowski oder ›Ich bin so wild nach deinem Erdbeermund‹ von Klaus Kinski; Bücher, die damals gerade en vogue wurden. Das fanden wir bereichernd, weil wir uns in dieser Szene überhaupt nicht bewegt haben ...«

Im März 1980 gab es am Heepener Gymnasium einen Abend mit »erbaulichen Liedern, einem Sketch und einem ›Literatur-Spaß‹, zu dem die Schulleitung offiziell einlud. Da wurde »eine Groschen-Roman-

Parodie« aufgeführt, bei der Wiglaf als »Tanzsolist« angekündigt wurde ...
Trotz alledem machte Wiglaf im Mai 1980 ein Abitur mit einem Schnitt von 1,6. Seine schriftlichen Prüfungsfächer waren seine beiden Leistungsfächer Deutsch (14 Punkte) und Englisch (12), Religion (14) und mündlich Philosophie (15).

Boche oder Bauknecht?

Monsieur Duchemin, von dem ich kleine Ferienwohnung am Hafen im normannischen Granville miete, zeigt mir die Räume und erklärt mir die technische Ausstattung; wir sprechen französisch, und irgendwann entweicht seinem bouche, seinem Mund das Deutschwort »Boche«. Der traut sich was, denke ich, mir hier den Boche reinzudrücken, den Deutschen in fiesstem Sinne, nur noch steigerbar durch den »sale boche«, den dreckigen Deutschen, aber dann wird mir klar, dass er, um eine kleine Gemeinsamkeit herzustellen, nur darauf hinwies, dass es sich bei der Kaffee- wie bei der Waschmaschine jeweils um ein Produkt der Firma Bosch handelt.

Mir sind die Marken von Küchen und Haushaltsgeräten ja eher egal, auch wenn Küppersbusch und Seppelfricke in dieser Branche und überhaupt klangvolle Namen sind; wenn mich eine Marke aber näher angeht, dann ist es Bauknecht, wegen des Werbeslogans »Bauknecht weiß, was Frauen wünschen«, der mir im Jahre 1981 als Refrainzeile eines gleichnamigen Liedes diente. »Bauknecht weiß, was Frauen wünschen« war in meiner Version die Geschichte eines jungen Liebesarbeiters, der sich gegen Bezahlung Damen der Gesellschaft hingibt; der Song war ziemlich soulig, und ich präsentierte ihn als Sänger der Herforder Band Airbreak – später Aeroblizz, noch später Affaire Vincetti, aber da sang schon Bernd Reuss, während ich aus Berlin Texte schickte – gertenschlank und nur mit halbhohen Turnschuhen und einem dunkelroten, hautengen und schulterfreien Tänzertrikot bekleidet.

Da wir in der Bundesrepublik lebten, gab es als Reflex dicken Ärger; beides, Text wie Bekleidung, wurde von der Fraktion der todernsten Frauen als »sexistisch« eingestuft; bei einem Auftritt am Göttinger Uni-Fest

enterte ein Hardcore-Lesben-Kommando, nur echt mit diesen ausrasierten Halb-Adolf-halb-Elvis-Frisuren die Bühne und versuchte, mir mein Gesangsmikrophon zu entreißen. Eine besonders militante Aktivistin machte sogar Anstalten, mir eine brennende Zigarette auf der entblößten Schulter auszudrücken, doch ich nahm die Beine in die Hand, enteilte den Damen und sang mein Lied zu Ende.

»Da darfst du dich nicht wundern«, sagte Rhythmusgitarist Christian später, »durch die Pelle« – so nannte er das Trikot, das auf der Bühne zu tragen er mir über Wochen aufgeschwatzt hatte – »sieht man deinen Pillemann. Das macht manche ganz verrückt.«

Es waren in der Tat seltsame Zeiten; von manchen ihm wild- und weltfremden Frauen wurde mancher Mann als »Schwanzträger« angesprochen, was selbstverständlich herabsetzend und abfällig gemeint war. Je nun, wir fanden es plump, grobschlächtig und ungerecht und waren vor allem ein bisschen enttäuscht darüber, dass es Frauen gab, die zu solcher Schäbigkeit imstande waren, doch trugen wir es mit Fassung.

Und um dich daran zu erinnern, musstest du erst in die Normandie fahren, dachte ich, während Herr Duchemin freundlich weitersprach, und dann schien es mir eine gute Idee zu sein, demnächst ein Chanson über den »Pilleman de quinze Kilos« von Gilbert Bécaud zu schreiben.

Abenteuer in Bielefeld

Mitte Februar 2016 war es kalt, aber hell und blauhimmlig in Bielefeld. Auf der Sparrenburg, in der auch das ortsansässige Standesamt seine ebenso kruden wie legalen Kupplerdienste anbietet, gab es eine fein und edel aussehende türkische Ehezeremonie; die sehr schön anzusehende Braut trug ein ärmelloses Hochzeitskleid und fror bis tief in die Gänsehaut, und auch ihr gleichfalls gut gebauter, frischgebackener Gatte fröstelte in seinem weißen Hemd und seinem elegant geschnittenen leichten Anzug. Ein Mann mit Kamera bat das Brautpaar, auf ihn zuzugehen, sobald er sich in Position gebracht habe; die Braut fragte ihn: »Müssen wir auch miteinander reden?«

Sie hatte das wahrscheinlich anders gemeint, als meine Ohren und das Zeug dazwischen es auffassten; jedenfalls dachte ich: Nein, das müsst ihr jetzt nicht mehr, keine Sorge. Klappe halten, stets bereit, die Ehe ist 'ne Kleinigkeit! Dabei war ich noch nie verheiratet und kenne dieses spezifische Mysterium zwischen übersteigter Begeisterung, schleichender Erlahmung und Erstarren in Routine, Krieg bis aufs Blut und aufs Messer, Kinder- und Haustier-Sorgerechtsgemeinheiten auf Kosten unschuldiger Wesen bis hin zum schieren Elend nur aus der Außenansicht. (Meist beginnt es mit einer euphorischen Geistesverwirrung; nicht vergessen: Euphorie hat nichts mit Freude zu tun, sondern ist eine Krankheit; in der Umgangssprache wird mit Euphorie zwar ein Hochgefühl oder eine überschwängliche Stimmung bezeichnet, aber ihrem Wesen nach ist Euphorie eine übersteigerte Gemütslage, die vor allem durch Einnahme von suchtfährlichen Rauschmitteln entsteht; für Sigmund Freud war Verliebtheit die größtmögliche Krise mit hoher Katastrophenwahrscheinlichkeit.)

Viel lieber aber dachte ich an all den Allotria, den ich in sehr jungen Jahren mit Freuden und mit Freunden dort oben auf der Sparrenburg getrieben hatte und geriet in die beste Laune: im Winter waren wir bei Schnee und Eis auf einem hart aufgepumpten LKW-Schlauch oder einem Rollbrett für Möbeltransporte die steilen Wege heruntergesaust und -gerast, ohne Helm, Knie- und Ellbogenschutz und alles. Es war einfach herrlich, und außer von ein paar blauen Flecken widerfuhr uns niemals etwas; uns muss ein Engel beschützt haben, der für jugendlichen Übermut und bekiffte oder angenaterte Jungs zuständig war.

In der Nacht nach der Landtagswahl im Mai 1980 in Nordrhein-Westfalen (ich war noch keine 19 Jahre alt) kletterten wir, Erstwähler, die wir waren, die – sehr langen und schwankenden – Fahnenstangen hoch, mussten uns oben mit einer Hand festhalten, um mit der freien anderen die Flaggen aus der Arretierung lösen zu können, einem schweren Karabinerhaken, und kamen so in den illegalen Besitz einer riesigen NRW- und einer ebenso überdimensionierten Deutschland-Fahne, die ich jahrelang versteckte, um die richtige Gelegenheit zum Gebrauch abzapfen, der sicher als Missbrauch angesehen worden wäre.

Irgendwann landete das Teil in einer fremden Mülltonne, einem angemessenen Platz, wie ich fand, und beim späteren Betrachten von Soldatengelöbnissen, Fanmeilen oder Nationalfahnen schwenkenden Bewohnern von Pegidatalern fällt mir bis heute auch nach eingehender Prüfung kein überzeugender Grund ein, meine damalige Sicht durch eine andere zu ersetzen. Dass man sich strafbar macht, wenn man sogenannte »Hoheitszeichen« unbefugt an sich bringt, war mir 1980 gar nicht bekannt, es war einfach ein Jux, ein unbedachtes Abenteuer, dessen Riskantheit wir uns gar nicht bewusst waren – sonst hätten wir möglicherweise

die Finger davon gelassen und uns dieser schönen, weil nicht auf Nutzen abzielenden Erfahrung beraubt. Die Erinnerung war ein Sprung in den Jungbrunnen. Alt machen Erinnerungen nur dann, wenn sie den Blick auf das Gegenwärtige oder Zukünftige verstellen oder unmöglich machen; naja, jedenfalls hoffe ich das.

Bist du süß!

»Ene meine Mopel, wer frisst Popel? Süß und saftig, eine Mark und achtzig«, behaupteten wir als Kinder und probierten die teuer feilgebotene Ware selbstverständlich auch aus. »Bah!«, sagten die Erziehungsberechtigten, manchmal aber auch: »Ach, seid ihr süß!« Die Popel waren es nicht; süß und saftig für eine Mark und achtzig scheinen mir heute Granatäpfel, aber von diesem Baum der Erkenntnis hatten wir noch nicht gehört, geschweige denn gegessen. Ungefähr mit 14 Jahren stellte ich fest, dass unser Abzählreim es in einen literarischen Kanon geschafft hatte. »Über das Volksvermögen« heißt Peter Rühmkorfs kommentierte Anthologie deutscher Volksdichtung, in der sich noch zahllose andere Beispiele respektlos komischer Reimkunst finden. »Allah ist groß, Allah ist mächtig, wenn er auf den Stuhl steigt, genau Einmetersechzig« war eine süßere Speise als meine erste Oblate. Und manches Gedicht aus der Sammlung rührte schon an süße Geheimnisse: »Die Möse ist kein Grammophon, sie spielt auch keine Lieder, sie ist nur ein Erholungsort für steif geword'ne Glieder.« Noch heute begeistert mich der aufklärerische, kühn der Unwahrheit entgegentretende Ton der ersten Verse: »Die Möse ist kein Grammophon, sie singt auch keine Lieder ...« – als ob irgendjemand jemals das Gegenteil behauptet hätte. Das süße Versprechen der Liebe hat jedoch viel mit Musik zu tun. »Love is sweet«, lernten wir bald, hörten von »Kisses sweeter than Wine«, von »Sweet little Sixteen« und »Sweet Hitch-a-Hiker«. Sweet war nicht nur die Band gleichen Namens, sweet war irgendwie alles: »Sweet Child in Time«, »Sweet Baby James«, »Sweet Jane«, sogar ein US-Bundesstaat wollte oder sollte sweet sein: Vom »Sweet Home Alabama« sangen trotzig Lynyrd Skynyrd, aber das war gar nicht süß, sondern

eine Kampfansage an Neil Young, der in seinem Lied »Southern Man« den Rassismus in den Südstaaten geißelt hatte.

Uns aber schwirrte die Rübe vor »Sweetfulness« und »Sweet Dreams«. Verwirrt war die Welt und überaus unklar, die Liebe jedoch würde süß sein, unbedingt, so süß und so lustig wie in Billy Wilders Film »Irma La Douce«. Da war es schon wieder: douce, süß – die Franzosen wussten also auch Bescheid. Erstmals hörten wir auch vom Dolce Vita und sahen, zum Wahnsinnigwerden geschickt verhüllt, Anita Ekbergs Brüste: Ja, da war es, das Land, wo Milch und Honig fließen. Hier herrschte himmlischer Überfluss und nicht irdischer Mangel. O doch, ein süßes Leben sollte es bitte sein – also das Gegenteil dessen, was in Deutschland »das sauer Verdiente« heißt.

Doch erstmal gab's statt Dolce Vita / jeden Mittag Gyros Pita. In der Bielefelder Bleichstraße legten wir als Zivildienstleistende des Arbeiter Samariter Bundes oft unsere Pause ein und kauten im Stehimbiss eine Teigtasche mit Bratzfleisch vom Schwein, Zwiebelringen, Krautsalat und Zaziki weg. Billig war das, und uns schien es so lecker wie exotisch. Von der süßen Liebe hatten wir inzwischen auch gekostet – und jede Menge bittere, salzige Tränen verursacht und selber geweint.

Ja, Küsse waren süß, die Liebe war süß, süßer und köstlicher als Erdbeeren oder Kirschen – aber der Weg zum Kuss war oft steinig, dornig oder nicht zu finden. Nach Kräften standen wir uns mit Klumsigkeit und Ungeschick aller Art selbst im Weg. Erschwerend kam hinzu, dass die männliche Adoleszenz Ende der siebziger, Anfang der achtziger Jahre im linken, alternativen Milieu grundsätzlich als wertlos eingestuft wurde. Der Mann, auch der junge, ahnungsarme und ziemlich schuldfreie, war »Schwanzträger«, also per se »Täter« und wurde gern pauschal und grundlos als »Vergewaltiger« und sowieso

»Schwein« bezichtigt. So wurde das ungestüm jungmännliche Anstürmen gedämpft und ausgebrems – die süßen Küsse sollten zuerst durch Wohlverhalten erarbeitet werden: Bücher wie »Der Tod des Märchenprinzen«, »Die Töchter Egalia«, »Häutungen« oder »Die Scham ist vorbei« bekam man als Pflichtlektüre aufgebremst wie eine Strafarbeit in der Schule. Die Gleichung »Weniger Mann = mehr Mensch« wurde aufgemacht – wie sollte man einer Frau seine Liebe schenken und zu Füßen legen, wenn die umstandslos beginnen würde, auf ihr herumzutrampeln?

Wo Unterwerfung verlangt wird, ist es mit der Liebe Essig. Gib dem Süßen Saures!, schien die Devise der Frauen zu sein – sofern das Wort süß in ihrem Leben überhaupt noch eine Rolle spielte. Meinen Bemühungen, mich durch Anpassung ans Milieu und seiner Konventionen als akzeptablen Vertreter des männlichen Geschlechts zu präsentieren, muss ihre Halbherzigkeit anzumerken gewesen sein. Sie blieben fruchtlos. Ich hatte Glück.

Wind kam auf und blies alle Flausen fort. Ich traf eine Frau, der ich freimütig von den Bedrückungen erzählte, vom Zwang, sich für seine bloße Existenz schämen zu sollen, von allen grotesken Anstrengungen, die ich unternommen hatte. Sie hörte sich meinen Bericht über das Gewürge an, lachte sich kaputt und sagte: »Du bist ja süß.« Dann zeigte sie mir, was sie sich unter einem süßen Leben vorstellte. Es gefiel mir über die Maßen. Geweckt wurde ich ins Leben zurückgeworfen wie ein Butt ins Meer.

Auch auf das Kino war Verlass. In der Verfilmung von Raymond Chandlers »Farewell, my Lovely« trifft Philip Marlowe den ehemaligen Bankräuber Moose Malloy, der nach Jahren im Knast seine Süße sucht, seine Wilma. Marlowe bittet Malloy um eine Personenbeschreibung, Malloy lächelt versonnen und sagt: »Süß.

So süß wie ein Spitzenunterhöschen.« Marlowe kommentiert das trocken: »Mit der Beschreibung finden wir sie sicher.« Und doch: »So süß wie ein Spitzenunterhöschen« – ist das nicht ein ganz reizendes, um nicht zu sagen ein ganz süßes Kompliment?

Der blitz-blanke Lappen Als Glasbruchmann unterwegs

Beim Umzug fiel er mir nach 24 Jahren wieder in die Hände: der Dienstaussweis der Gebäudereinigungs-firma Blitz-Blank in Bielefeld, der mich berechnigte, als Glasreiniger zu arbeiten. Am 28.2.1982 hatte mein 16-monatiger Zivildienst beim Arbeiter-Samariter-Bund geendet. Wie man putzt, hatte ich dort gelernt: Der mobile soziale Hilfsdienst, den der ASB anbot, stellte alten Leuten, die Hilfe im Haushalt brauchten, Zivildienstleistende als preisgünstige Reinigungskräfte zur Verfügung.

Nun also das Arbeitsleben, die Reinigungsbranche. Mir war ohnehin alles egal. Es ging mir hunds miserabel. Drei Monate zuvor hatte ich mit meinem Freund und Mitmusiker Wolfgang Kornfeld ein Konzert der Frankfurter Band Straßenjungs im Jugendzentrum Bielefeld-Baumheide besucht. Die Band war Klasse, wir amüsierten uns, tanzten wohl auch etwas Pogo, während die etwa 30 anderen Konzertbesucher eher unfroh an der Wand lehnten, Bier tranken und einen misstrauischen Eindruck machten. 95 Prozent der Anwesenden waren junge Männer, die Luft war voll Testosteron und wild gewordenem Eiweiß.

Als Kornfeld pinkeln ging, passierte es. Vier Baumheider traten näher und kreisten mich ein. Weglaufen war unmöglich. »Ey, Schwuler«, sprach der größte von ihnen mich an, »was willst du hier?« Ich nahm die Fäuste hoch. »Ey, Schwuler«, wiederholte er und griff tiefer in die Schatzkiste seines Wortschatzes. »Ohring rechts ist schwul. Und hier gibt es keine Schwulen.« Er schlug zu, traf mich am Kopf, einen Hieb konnte ich ihm noch zurückgeben, dann prasselten die Schläge von allen Seiten auf mich ein. Ich ging zu Boden, sie traten zu. Ich rollte mich zusammen, versuchte, Gesicht

und Genitalien zu schützen. Eine Stimme, deren Besitzer erst höchstens 14 Jahre alt sein konnte, fragte: »Darf ich auch?« Der Anführer gestattete das gönnerhaft: »Ja klar.« Die Spitze eines Cowboystiefels traf meinen Kopf. Ich versuchte hochzukommen, weitere Tritte zwangen mich auf den Boden zurück. Ich sah schwarz für mich.

Plötzlich gab es Geschrei und Tumult. Kornfeld hatte den Zivildienstleistenden des Jugendzentrums alarmiert; der Mann hatte bei den Schlägern ein bisschen Autorität. Er brüllte sie zusammen, Kornfeld zog mich hoch. »Haut ab!«, riet uns der Zivildienstleistende dringend. Nichts anderes hatten wir vor. So schnell es ging, machten wir uns auf den Weg zum Auto. Als wir saßen, war die Meute da, prügelte auf die Karre ein und zerrte an den verriegelten Türen. »Gebt Vollgas!«, rief der Zivildienstleistende, Kornfeld tat, wie ihm geheißen, zwei der Schläger spritzten in letzter Sekunde beiseite. Wir waren entkommen.

Im Krankenhaus durften wir lange warten, und der Arzt, der mich untersuchte, behandelte mich, als hätte ich die Schlägerei angefangen. Ich war nicht sprechfähig; erst als Kornfeld ihm die Angelegenheit geschildert hatte, nahm sich der Arzt ernsthaft meiner an. Ich hatte Glück gehabt. Zwar war mein Körper ein einziges Hämatom, und mein Kopf schmerzte entsetzlich, aber gebrochen oder zerrissen war nichts. Einen Bluterguss direkt unter einem Ohr betrachtete der Arzt sorgenvoll. »Das war knapp«, sagte er.

Anderntags wurde ich für vier Wochen krankgeschrieben. Ich lag zu Hause im Bett und war wie gelähmt. Das Bett teilte ich mit meiner Freundin Sabine. Wir waren seit einem halben Jahr ein Paar, ich war bei ihr und ihren beiden Katzen eingezogen. Bald schon sprach sie von Kindern. Ich war rasend verliebt, aber ein Rest von mir war doch bei Verstand. »Du bist 21

und studierst, ich bin 20 und mache Zivildienst«, sagte ich. »Wir haben Zeit. Kinder können wir später noch machen.« Sie sah das anders.

Das tat auch mein älterer Bruder, der in Göttingen studierte. Meine Freundin und er hatten sich immer gemocht, jetzt hatte Sabine auf einmal Seminare in Göttingen, und eine gute Freundin gab es dort auch zu besuchen. Ich ahnte alles und wollte nichts wissen. Es war zu schmerzhaft, ich ließ die Wahrheit nicht an mich heran, ich fürchtete wohl, sie würde mich umbringen. Irgendwann kamen die beiden mit der Sache heraus. Es war ekelhaft, schlimmer als die Schläge und Tritte in Baumheide. Sabine war schwanger, mein Bruder hatte ihr den Wunsch erfüllt. Der Heiratstermin stand schon fest, die Feier sollte im Haus meiner Eltern stattfinden, und die fürchteten, dass ich die schöne Veranstaltung stören könnte, nach Art Dustin Hoffmans in dem Film »Die Reifeprüfung«. Für den Festtag bekam ich Hausverbot, was mich aber ohnehin nicht mehr ernsthaft erreichte. Ich war weg, aus der Welt, völlig verstört. Als ich merkte, dass ich abends neben den Bahngleisen entlanglief, wusste ich, dass ich auf mich aufpassen musste. Das taten auch ein paar andere, Freundinnen, Freunde, Zivildienstkollegen. Und ich hatte eine Band. Die Musik war ein Ventil. Geld verdienen musste ich anderswo. Ein ehemaliger Zivildienstkollege, der bei der Reinigungsfirma mit dem grandiosen Namen Blitz-Blank angeheuert hatte, brachte mich dort als Aushilfe unter. Der Stundenlohn war nicht doll, aber es war Geld, für die Miete, das Essen, was man so brauchte. In der Herforder Wohngemeinschaft lag ein Palästinenserfeudel als Decke auf einem kleinen Tisch. Ich wusch das Ding, band es mir um den Hals und ging zur Arbeit. So hatte ich immer ein Trockentuch dabei, was für einen Fensterputzer eine gute Sache ist.

Dass Deutsche, die einen Palästinenserlappen tragen, sich in Antisemitismusverdacht begeben, war mir nicht klar. Heute würde ich gern eine Zeitschrift mit dem Titel *Das finden Sie wohl auch noch itzig!*? gründen und sie den böseartig verkitschten deutschen Linken um die Ohren hauen, die ihren Hass auf Israel und die Juden als Liebe zum palästinensischen Volk verklären. Und für die Philosemiten, die jede Kritik an der Politik der USA unter Bush als antisemitisch denunzieren, hätte ich dort auch noch ein paar passende Worte übrig. Aber damals, im März 1982, mit 20? Meine Gedanken waren sonstwo. Auch bei der Arbeit war ich nicht bei der Sache. Als ich versehentlich eine Leiter in eine große, schwere Glastür fallen ließ und mit dem Glasbruch angeblich einen Schaden von mehreren tausend Mark verursachte, war Schluss. Die Firma Blitz-Blank war zwar versichert, warf mich aber raus. Es war mir so was von gleichgültig. Das alles fiel mir wieder ein, als ich vor ein paar Wochen beim Kramen in Umzugskisten meinen alten Blitz-Blank-Dienstausweis in die Hand nahm. Die Naivität gegenüber dem Pali-Feudel und all die anderen Leichen in den Kellern. Schon seltsam, wie leicht man vergisst, dass alles, was man tut, für immer ist.

Wie ist die Gurke?

... Ich bin der Gurke dankbar, denn sie hat mir einen Blick eröffnet auf die Welt der Sprache und die Welt des Geschäfts. Als ich 1987 zehn Wochen lang in einer Düsseldorfer »Agentur für Kommunikation«, also in einer Werbeagentur, als sogenannter Juniortexter arbeitete, kamen einmal drei schwere Herren von der Firma Frenzel Sauerkonserven zur Besprechung eines Großauftrags ins Haus. Ich wurde als Protokollant dazugebeten. Der Konferenzraum – damals sagte man noch Konferenz und nicht Meeting – lag direkt unterm Dach, die Frühlingssonne stach, die Frenzel-Herren zogen die Jacketts aus. Es nützte ihnen nichts. Nach einer Viertelstunde breiteten sich unter ihren Achseln medizinballgroße Schweißflecken aus. Und dann sagte eines der Schwergewichte den Zaubersatz: »Das ist doch die Frage: Wie ist die Gurke? Ist sie fein? Ist sie herb?« Ich lachte ohne jede Absicht dazu spontan auf; der Agenturchef sah mich verständnislos an. Später bat er mich zu sich und fragte streng: »Wieso haben Sie denn so albern gelacht?« Ich erläuterte ihm, dass die Frage »Wie ist die Gurke?« aus diesem Mund und in dieser Situation doch unglaublich komisch gewesen sei. Er schüttelte den Kopf, sah mich an und sagte nur: »Zehn Millionen Mark sind nicht komisch.« Da hatte er, aus seiner Ansicht der Welt, wahrscheinlich recht. Kurze Zeit später verließ ich die Agentur, in die ich mich verirrt hatte; die Formel von der »Trennung im gegenseitigen Einvernehmen« stimmte; auch ich war sehr erleichtert. Ein Rätsel aber nahm ich mit auf den Weg: Wie ist die Gurke? Ich habe nie mehr aufgehört, mich das zu fragen.

Ich schulde einem Lokführer eine Geburt

Eine dringende Herzensangelegenheit brachte mich in die etwas missliche Lage, in Bielefeld die Regionalbahn nach Altenbeken nehmen zu müssen, denn dort, in Altenbeken, wartete der Anschlusszug, der mich zu meinem Ziel bringen sollte. Die Regionalbahn indes verließ Bielefeld mit so großer Verspätung, dass der weitergehende Zug nicht würde erreicht werden können. Verzweiflung beschlich mich. Ich würde eine weitere Sehnsuchtschicht schieben müssen, und das in Altenbeken. Ich sah mich ausharren in Altenbeken, mit langem, gedehntem e: Altenbeken. Es klang fast wie Altenhundem. Das es in der wirklichen Wirklichkeit genauso gibt wie Altenbeken: Altenhundem. Das liegt da, wo die alten Hundem verfroren sind, wenn nicht sogar die altem Hundem. Beziehungsweise eben die alten Beeken. Mir brach der Schweiß aus.

Ich hoffte auf den Schaffner, um ihn zu fragen, wie die Chancen stünden, die in Bielefeld verträdelte Zeit aufzuholen. Niemand kam vorbei. So machte ich mich auf die Suche und wanderte zur Spitze des Zuges. Die wenigen Passagiere schliefen oder tranken Dosenbier, und schon nach zwei Waggonen stand ich vor der Kabine des Lokführers. Es handelte sich um einen seriös melierten Herrn von schätzungsweise Mitte 50, dessen ernste Züge von Freundlichkeit aufgehellte wurden, als er zu mir herübersah. Ob wir Altenbeken vielleicht doch pünktlich erreichen könnten, fragte ich; sehr dringend müsse ich dort den Anschluss-Interregio erwischen. Er schüttelte den Kopf. Nein, leider nicht, bedauerte er, ich müsse wohl oder übel zwei Stunden auf die nächste Verbindung warten. Sein Bescheid traf mich voll. Und plötzlich, ohne die geringste vorhergehende Überlegung, hörte ich meine Stimme sagen: »Es ist wirklich wichtig. Meine Frau liegt in den Wehen!«

Ich sagte das mit sonorer Stimme, dem Thema angemessen leicht gepresst. Es klang unglaublich echt, ich war selber beeindruckt. Dabei bin ich weder verheiratet, noch war ein Kind unterwegs. Aber für den Lokführer, der mir glaubte, lagen die Dinge anders. Er sah mich mit großem Ernst an und schwieg. Etwas sehr Altes und Mächtiges war zwischen uns getreten, nackt und keinen Aufschub duldend: Mann-Frau-Kind, Keimzelle, Familie, Brut, das Überleben der Population. Wir waren zwei Männer, schicksalhaft verwoben, er konnte mein Los lindern, wenn er tat, was zu tun war, und er tat es ohne Zögern. Er nickte, noch immer schweigend, und ich bin sicher, dass er vor seinem geistigen Auge sah, was auch ich sah: eine Frau zwischen Laken, das Gesicht schweißbedeckt, eine Hebamme, einen Arzt, der eimerweise schwarzen Kaffee trank, um wach und wieder nüchtern zu werden, und eine Stimme rief: »Bringt heißes Wasser und frische Tücher!«

»Ich kümmere mich«, sagte der Lokführer in großer, schöner Einfachheit. Ich dankte ihm so ernsthaft, dass ich die geflunkerten Wehen beinahe selbst zu spüren glaubte. In Altenbeken wartete tatsächlich der Interregio, auf Gleis 22. Wer hätte gedacht, dass Altenbeken 22 Bahngleise hat? Es hat sogar 32, wenn ich richtig gesehen habe beim Rennen zum Zug. Im Bistrowagen trank ich in Ermangelung einer Alternative einen Cabernet Sauvignon aus der argentinischen Bodega Vollmer, den ich normalerweise verschmähe, weil er so schmeckt, wie ich mir einen Kuss der Bielefelder Sauerkonserve Antje Vollmer vorstelle. An diesem Abend schmeckte er köstlich. Glück bestach meinen Gaumen, und Dankbarkeit: Glück über die eigene geradezu katholische Lügefähigkeit, und Dankbarkeit für die freundliche, selbstverständliche Entschlossenheit eines westfälischen Regionalbahnlokführers – dem ich nun, da gibt es kein Vertun, eine Geburt schuldig bin, mit

allen Schikanen, mit heißem Wasser und frischen Tüchern.

Er & Leben

»Ich will etwas mit dir erleben!«, sagt, nein ningt die Frau, und er, der Mann, denkt: Wieso denn? Und was? Man erlebt doch ständig etwas, häufig auch sein Sprichwort gewordenen »blaues Wunder«, sich selbst ja sowieso rund um die Uhr, und dann gibt es auch noch »Erlebniswelten«, sogar im Plural, also quasi Zahnschmerzen worldwide, was soll dieser Erlebnis-, ja Erlebensdruck? Kann man nicht einfach so da sein im Da-sein?

Nein? Immerzu erleb, erleb? Leben ist genug, erleben wird sehr überschätzt und muss überhaupt nicht sein, weder für »sie« noch für »ihn«, wie man im Jeanstragealter sagte, unisexistisch quasi, was jetzt aber nichts mit »der Uni« und »Diskursen« und Ich-bin-eine-dumme-Nuss-und-kriege-auf-diesem-Ticket-eine-Sex/Gender-Professur, obwohl es das gar nicht gibt«, aber egal, Hauptsache eben: erleben. Und der Mann sagt: Er lebe hoch!? Ach, Hauptsache er lebt noch.

Lieber Spengemanns als Langhans
Wie der ostwestfalian Alien die »Wir sind bereit«-
Rucker einmal ziemlich alt aussehen ließ

Zwei Veranstaltungen fanden in Berlin am letzten Augustwochenende statt, auf denen man Ostwestfalen antraf: das von einem »Wohlfühlausschuß« unter der spirituellen Anführerschaft von Rainer Langhans großspurig als »Ready to Ruck«-Fest bezeichnete Sakralgebrummel im »Tempodrom« und der 4. Berliner Ostwestfalentag im »Enzian«, der Gastwirtschaft des auch als »Wahrer Heino« bekannten ehemaligen Bünders Norbert Hähnel.

Im Vergleich zu Langhans und den Seinen gaben sich die Ostwestfalen im Vorfeld zurückhaltend und bescheiden, was angesichts der Langhansschen Medienembolie allerdings auch nicht schwierig ist. Organisiert wurde der Ostwestfalentag wie immer von Anke Kuckuck und »Enzian«-Patronin Theo, und statt Blut, Schweiß und Gähnen hatten sie den vom Wahlkampfdauertrommelfeuer ermüdeten Seelen Handfestes anzubieten: Platenkuchen, Spengemanns Bratwurst, Herforder Pils, Tombola und ein kleines, exilregionales Kulturprogramm. Unvorstellbar rührend harmlos und grundehrlich ging es zu, Hatti B. aus Bielefeld hatte live den Blues, und Norbert Hähnel las sehr komische Passagen aus der Autobiographie seines Doubles Heino, der mittlerweile aber nicht mehr nur semmelblond herumdeutscht, sondern auch für ein »original aus Japan« stammendes Produkt namens »Mr. Wang's Q 10-Energiekapsel« Reklame steht. Das muß wohl die Globalisierung sein.

Auf Stiftung von Identitäträ und ähnlichem wurde verzichtet, zur Furcht, einander allzu ähnlich zu sein, gab es keinen Anlaß, und wer zu sich und anderen distanziert bleibt, von dem ist nichts zu befürchten, schon gar kein

Akt patriotischer Verbrüderung. »I'm an Alien, I'm an Ostwestfalian«, ein Song von Haller aus Holsen, bringt es auf den Punkt.

Von so viel Klarheit waren die Akteure des »Ready to Ruck«-Festes Lichtjahre weit entfernt. Einen »Potlatsch der Generationen« wollten sie veranstalten und behaupteten: »Wir werfen zusammen, was zusammengehört. Nur Geben ist Leben.« Wie das gemeint war, erfuhr zum Beispiel der frühere *taz*-Zeichner und Nicaragua-Aktivist Harald, der, obwohl er an dem Abend seine Arbeitskraft und sein Material als Graffiti-sprayer zur Verfügung stellte, am Einlaß eiskalt abkassiert und um 20 Mark erleichtert wurde.

Auch sonst hatte die Veranstaltung viel von Wegelagererei; kaum angekommen, wurde man von einer Frau in Bordeauxrot ungebeten darüber informiert, daß sie ein »Ruck-Orakel« erstellt habe, »gestern mit dem Techno-Ruck« sei es ja leider »nichts gewesen«, aber heute könne vielleicht das »Ruck-Tao für Ekstatiker« und-soweiter – bevor sie die Preisliste zücken konnte, floh ich.

Aus dem großen Zelt des »Tempodrom« quoll unterdessen Kirchenmusik, hin und wieder unterbrochen von Fetzen aus Roman Herzogs stumpfer »Ruck«-Rede. Das Publikum tröpfelte äußerst spärlich, und auch viele der angekündigten Teilnehmer, unter ihnen Bommi Baumann, Christoph Schlingensiefel und Fritz Teufel, zogen es vor fernzubleiben. Andere aber waren trotz allem munter dabei: Zwiebelköpfige Sufis sangen, ein tibetischer Bettelmönch brummelte, und DJ Motte, Veranstalter der »Love Parade«, übte sich in »Ruck«-Rhetorik: »Wir, die wir Verantwortung tragen«, brüderte und gemeindete er herum – es war erbärmlich. Jenseits jeden Gedankens torkelte der Abend vor sich hin, der Matsch in den Köpfen wurde vor einem Publikum ausgegossen, das schon bald äußerst unfroh

herumzulaufen begann, düpiert und geneppt. Der einzige, der seinen eigenen Schwanengesang nicht mitkriegte, dürfte Langhans gewesen sein – dem Mann reicht es, wenn eine Kamera auf ihn gerichtet ist, und sei es die eigene.

»Rucki-Zucki, Rucki-Zucki, Rucki-Zucki, das ist der beste Tanz« ging ein schreckliches Lied, das ich als Kind bei Silberhochzeiten und dergleichen Veranstaltungen in Ostwestfalen hörte. So bizarr das auch war – auf jeder Beerdigung damals war mehr los als bei den Leuten im »Tempodrom«, dessen Parole »Ready to Ruck« ja auch nichts anderes meint als das gemeingefährliche »Wir sind bereit«, mit dem die SPD um die Häuser zieht. »Bereit wozu?« fragt man, nur das sagen sie nicht. In ihren Gesichtern jedoch steht es geschrieben: zu allem, und das um jeden Preis.

Eine gute alte Regel aber lautet: Von deutschem Boden soll nie wieder ein Ruck ausgehen.

Mein Zielgruppenkino

Als Mann von gut 50 Jahren, der »es« ja »geschafft« haben muss, was immer »es« und »geschafft haben« sein sollen, ist man sogenannte Zielgruppe für die Anschaffung teurer Armbanduhren und Automobile, für die Subskription von Wein, der noch nicht einmal gewachsen ist, für Kreuzfahrten oder für den Erwerb von gefälschten Jahrgangs-Cigarren und ähnlichem Tüneff. Diese Offerten schlägt man mühelos aus, die aggressive Werbung für Treppenlifte, Viagra und »Schwimmerl«-Badehilfen lässt noch ein bisschen auf sich warten, und so lebt es sich mit fünfzig erfreulich konsumismusfrei im Konsumismus – man braucht den ganzen Plunder einfach nicht.

Denn die Basisbedürfnisse sind bei aller Verfeinerung ja nicht andere als immer: Man braucht die Grundlebensmittel Liebe, Spiel, Musik und Poesie, wie man sich und die Seinen gedeihlich nähren, tränken und kleiden kann, hat man gelernt, nun möchte man fröhlich durchs Leben eiern und in der Gesellschaft von Freunden die Abenteuer des Alltags genießen, ähnlich wie damals, als man, ohne ein einziges Haar am Sack, gemeinschaftlich die Wunder der Welt bestaunte, möchte frei leben, wandeln und umherschweifen wie einst, als man Buden baute, sich trocknes Laub in Tonpfeifen krümelte, hustend rauchte und darüber lachte, als ein Taschenmesser der größte Schatz war oder eine alte Kupfermünze, die man im Bach fand.

Und dann gerät man, eher zufällig als geplant, ins Mittagsskino, diese heilige Kirche der Tagediebe, und schaut »Tom Sawyer« an, eine Neuverfilmung der Regisseurin Hermine Huntgeburth, sieht Tom Sawyer und Huck Finn an einem Mississippi herumstrolchen, der so havelländisch magisch leuchtet und schimmert, dass man den Mississippi überhaupt nicht

vermisst, sieht Benno Fürmann als Indianer-Joe, erschrickt mehrfach heftig bei seinem dämonischen Anblick und gruselt sich sogar mehr als alle anwesenden Kinder im Kino, weil man ein von Play-Station und Jeweltwiejo freies Leben geführt hat und entsprechend überhaupt nicht gleichgültig geworden ist gegen die Schrecken von Messerstecherei und Mord.

Kurz ist das Wiedersehen mit Sylvester Groth, der, nachdem er in Quentin Tarantinos »Inglorious Bastards« den Dr. Goebbels gab, abermals einen Doktor spielt, der das Ende des Films nicht erleben darf. Heiterkeit löst der Anblick des Schalker Mimen Peter Lohmeyer aus, der als Richter Thatcher eine Perücke tragen muss, mit der er aussieht wie ein Cockerspaniel mit Koteletten; könnte man die ihm nicht bitte in jedem Film aufsetzen, durch den er hindurchstolpert? Überraschend und erfreulich überzeugend sieht man Heike Makatsch als gestrenge und doch herzenswarmer Tante Polly, die man sich beim Lesen von Mark Twains »Tom Sawyer« zwar spitznasig, verkniffen, religiös beschackt, reizlos und grässlich vorgestellt hatte, aber mit solchen Abweichungen vom Original lässt sich bestens leben.

Und über allem leuchtet wie ein guter Mond die Säuferglommse von Muff Potter, den Joachim Krol mit einer Melange aus Naivität, Güte, Unschuld, Hilflosigkeit und Komik ausstattet, wie das nur ein Schauspieler kann, der begriffen hat, dass man sich niemals lächerlich macht, wenn man die Angst vor der Lächerlichkeit überwunden hat. Großes Kino, besser als Joachim Krol kann man das nicht machen. Beeindruckt und beglückt verlässt man das Kino und stellt mit Freuden fest, dass man, von allen Beteiligten möglicherweise unbeabsichtigt, mit fünfzig eben doch noch das Ziel ist für etwas, bei dessen Herstellung Liebe und Umsicht walten.

Zuhause liest man – warum eigentlich? – auf »kino.de«,

dass der Film mit einem eher knappen Budget von 6,5 Millionen Euro gedreht wurde, was jedoch nicht weiter tragisch sei, wie der Autor beteuert: »Für Kids zwischen Schuleintritt und Bravo-Abonnement bedeutet das aber Störfaktor Null.« Kids zwischen Schuleintritt und Bravo-Abonnement, Störfaktor Null: Da spreizte sie sich wieder, die Zielgruppen-Abgreiferwelt, der man gerade entronnen war.

Die Rückkehr des Glücksbuddhas

Es war ein 3. Oktober nach Maß und Geschmack. Voller Aufregung, Spannung und Freude gestaltete sich ein Tag, der mit »Deutschland!« und dem nationalen Aufgalopp seiner Betreiber, Marketingfittis und Mitläufer, die mit der leeren Versprechung »Deutschland schafft sich ab« hausieren gingen und sich in Berlin in ihrer eigenen Trostlosigkeit wälzten, nichts zu tun hatte.

Früh entrann ich der Hauptstadt der Eventhascherei und erreichte zeitig Dortmund, in dem das aufdringliche schwarzrotgoldene Einheitsgewürge kein Thema war. Hier gab es statt hohler Festtagsreden ein pralles Fest: Der BVB spielte gegen Bayern München. Daran, dass es für die Dortmunder gut und glücklich ausgehen würde, hatte ich an diesem Tag keinen Zweifel.

Zwar hatte Klaus »Blutgrätsche« Bittermann, die alte Unke, kurz zuvor noch vom »Pech der Dortmunder« geningelt und mit einem »dann seh' ich schwarz« auf Ersatzkassenkassandra gemacht, musste seinen Vorsorgetrauerflor aber solo tragen. Der Himmel über Dortmund strahlte. »Uns scheint hier dermaßen die Sonne aus dem Arsch, da kriegt sogar das Wetter was ab«, sagte ein alter Bekannter auf dem Weg zum Spiel – dessen erste 45 Minuten allerdings irreführende Wirkung hatten: Die Bayern unterbanden das mitreißende Tempospiel, mit dem die Dortmunder 2010 glänzen und brachten selbst ein paar Großchancen zustande. Doch Mario Gomez versieberte oder scheiterte am Dortmunder Torwart Roman Weidenfeller. Dortmund verteidigte mit großem Einsatz und war mit dem Nullnull zur Pause gut bedient.

In der zweiten Halbzeit musste Bayerns Trainer Louis van Gaal für den schädelgeprellten Abwehrchef Daniel van Buyten seinen schon halb wegsortierten Verteidiger Martin Demichelis einwechseln, der mit zwei Patzern

zum Dortmunder Talisman avancierte. In der 52. Minute brachte er mit einer matten Kopfballabwehr Sven Bender und Lucas Barrios ins Spiel, der das Einsnull machte; acht Minuten später holte Mats Hummels gegen den handspielenden Demichelis einen Freistoß heraus, den Nuri Sahin wie geträumt zum Zweinull verwandelte. Lucas Barrios zeigte wenig später noch einmal seine Klasse, löffelte den Ball zaub'risch durch diverse Bayern-Beine, trat in Hochgeschwindigkeit an, suchte in fliegendem Lauf umsichtig und voller Ruhe nach eventuell besser postierten Mitspielern, fand keinen und zog dann selbst ab – der Pfosten rettete die Bayern vor dem dritten Dortmunder Treffer. Während die Münchner ihrerseits den Ball kurz vor Spielende nicht einmal aus zwei Metern Entfernung über die Torlinie zu bringen vermochten.

So gewann Borussia Dortmund verdient glücklich gegen Bayern München. Ich hatte das, so fernab jeder esoterischen Anwendung mein Leben verläuft, ganz sicher gewusst. Denn am 1. Oktober 1995 hatte Freund Fritz Eckenga mich erstmals ins Dortmunder Stadion gebeten, einem Spiel gegen Bayern München. So kam ich zum ersten Mal ins Westfalenstadion; als ich es verließ, hatten wir Dreieins gewonnen. So rasch vollzieht sich manchmal der Schritt vom Ich zum Wir.

Nach dem Spiel wurde ich zum Dortmunder Glücksbuddha bestellt und seither als solcher schon mehrfach wiederverwendet. Auf zwei Tage genau 15 Jahre nach meinem Initiationsritus war es wieder soweit – auch im Dortmunder Egal-geh-du-ma'-Park funktionierte der Zauber. Glücksbuddhismus? Voodoo mir, so ich dir? Egal – das Glück war mit den Dortmundern.

Das schwarz-gelbe Gefühl

Das war typisch Dortmund: Elfmeterwürdig im Strafraum gelegt werden, den Strafstoß nicht bekommen, statt dessen wegen angeblicher Schauspielerlei eine gelbe Karte kassieren, die dann die fünfte ist, weshalb man beim nächsten Spiel nicht dabei sein darf. Wie Dede sich am 23. April 2005 im Spiel gegen Kaiserslautern fühlte, weiß jeder Anhänger Borussia Dortmunds: Was schiefgehen kann, geht schief. So geht das, so ist das in Dortmund. Was immer es wird, es wird sowieso nichts. Das ist das schwarz-gelbe Gefühl. Selbst wenn man 4:2 führt, glaubt keiner, dass die Sache gut ausgehen wird. Unfähigkeit, Pech, der Schiedsrichter – irgendetwas wird schon dazwischenkommen. Wer so auf die Welt kuckt, dem ist Selbstgefälligkeit fremd, der weiß drei Punkte wirklich zu schätzen.

Das schwarz-gelbe Gefühl geht so: Ob Meisterschaft oder Lizenzentzug – es wird so oder so ganz bitter. Selbst wenn Borussia Dortmund gegen den Abstieg spielt, muss man pessimistisch abwinken: Nee, vergiss es, Abstieg, das schaffen die nicht. Ich weiß, wovon ich spreche: Ich sah meine Mannschaft zu Hause 1:3 gegen die Spielvereinigung Unterhaching verlieren. Das vergisst man nicht, genausowenig wie das 1:0 in Manchester und das 0:2 in Madrid, als das Tor fortgerissen wurde und nicht wenige der madrilenischen Fans Mord in den Augen hatten.

Das ist lange her, Dortmund wurschtelt sich durch die Niederungen des Mittelmäßes. Aber war nicht neulich schon wieder von einem Uefa-Cup-Platz die Rede? Oder wenigstens von einem Tabellenstand, der zur Teilnahme am UI-Cup berechtigt, dem Hoffnungslauf der Hoffnungslosen? »Dortmund ist die zweitbeste Mannschaft der Rückrunde!«, ruft übermütig Freund und Verleger Klaus Bittermann, ein eleganter Mittelfünf-

ziger, der in einer Aufwallung von Altersfanatismus den Dortmundern Woche um Woche in jedes erreichbare Stadion folgt. Optimismus taugt gut für das Privatleben – ist aber bei erwachsenen Fußballdortmundern erfreulich wenig verbreitet.

Das hat große Vorteile: Etwas wie Frank Rost könnte in Dortmund nicht existieren. So etwas muss Schalker sein und einem Assauer gehören. Das ist gut – verglichen mit der zernagten Seele von Frank Rost wirkt das Innenleben von Oliver Kahn wie an Mahatma Gandhi, Willy Brandt und Nelson Mandela geschult. Frank Rost hat noch niemals im Leben gewonnen – wenn so etwas nicht verliert, dann will es gleich triumphieren. Davon weiß man in Dortmund nichts. Nach dem Zwangsabmarsch der Großkotze und Angeber Niebaum und Kompagnons zog in Dortmund das ein, was dem Verein besser steht als alles andere: die Gewissheit der Begrenztheit. Keine blöde falsche Bescheidenheit, einfach nur das sichere Gefühl, dass es sowieso nichts wird, es sei denn im Ausnahmefall. Das ist Dortmund, das ist stärker und wiegt schwerer als jede gewonnene deutsche Meisterschaft oder Champions League – das ist das schwarz-gelbe Gefühl.

Dein Gesicht ist bekannter als dein Name ...
Ein Ausflug nach Sevilla

Der Leipziger Taxifahrer fluchte gottserbärmlich, während er seinen Fiat Lux mit achtzig Sachen über zugefrorene Straßenbahnschienen schlingern ließ. »Die dumme Nuss aus der Zentrale hat die Bestellung mit 30 Minuten Verzögerung durchgegeben. Ich kann Ihnen das auf dem Display zeigen«, bot er an und nahm die Hände vom Lenkrad. Bitte nicht, dachte ich und sagte hastig: »Schon gut. Hauptsache, ich kriege den Zug noch.« Der Mann, trotz seiner geschätzten gut 50 Jahre ein Aspirant auf die Pole Position beim Großen Preis von Monaco, gab Gummi und hatte seine Karre wieder bestens im Griff. Ich ließ ihm reichlich Wechselgeld, sprang aus dem Wagen und hastete durch die Bahnhofshalle.

Der InterCity nach Dortmund stand tatsächlich noch am Gleis. Bepackt und keuchend taumelte ich auf die Tür des letzten Waggons zu, in der eine wuchtige Bahnuniformierte stand. »Nicht mehr einsteigen!« bellte sie; ich ignorierte diesen Irrsinn und ging einfach durch sie hindurch beziehungsweise zwang ich sie zum Ausweichen und nahm nur am Rande noch das metallische Rot wahr, das so viele Frauen zwischen Leipzig und Halle sich in ihre Kurzhaarfrisuren hineinmascheln lassen, die sich zwischen Kampflesbe und Muddi nicht entscheiden können oder wollen.

Der Zug fuhr ab, in Hannover gab es Zwangsaufenthalt und damit Gelegenheit zu betrachten, was für miesen Unrat Menschen sich als sogenannte Nahrungsmittel in den Kopf stecken und dabei quallig vor sich hin stieren. Auf einem deutschen Bahnhof in der Vorweihnachtszeit ein menschliches Antlitz zu erblicken, ist schwer; in Hannover ist es unmöglich. Hätte Robert Enke in einer anderen Stadt Fußball gespielt, er lebte noch.

Mit mehreren Stunden Verspätung auf dem Buckel erreichte ich Dortmund. Der Hauptsitz von Eckenga Tours bot Wärme, Licht, ein großes Gästebett, eine heiße Dusche, Stullen, Wein und gutes Gespräch, Freundschaft eben. Der Agenturchef, ein großer, schlanker, durchtrainierter Kompetenzraucher Mitte 50, kümmerte sich. »Pasauf«, sagte er mit weichem »s« und hob dabei den rechten Zeigefinger um etwa acht Zentimeter, »Sevilla morgen is' kein Problem. Dietmar kommt mit einer Fahrerin vorbei, die bringt uns nach Düsseldorf zum Flughafen.«

So geschah es. Dietmar Hastenrath, dessen Limousinen-Service zum erweiterten Set von Eckenga Tours gehört, saß selbst am Steuer; die Fahrerin fuhr zunächst bei und schenkte Lakritze aus, um die viertelstündlich nervöser werdenden Mägen zu besänftigen. Nichts ging mehr, wir staken fest im Stau. Doch buchstäblich auf die letzte Sekunde packten wir es, mit flatternden Nerven und fiepsenden Lungen. Der Seniorchef von Eckenga Tours hatte sich wieder einmal gekümmert.

Am Flughafen von Sevilla ließ sich Marcel Reif, der ex-Rebell für RTL und Bitburger, mit Menschen ablichten, die sein Gesicht vom TV her kannten. So lernten wir Signorina Silvia Maria Inferna kennen, die gar nicht wusste, wen sie da, der Bitte von Fernsehprominenzfans freundlich entsprechend, fotografierte. Naivität ist die schönste Form der Intelligenz; Existenzen vom Schlage Jauch & Jauche erst gar nicht zu kennen, zeugt von treffsicherer Intuition und Lebensführung. Signorina Silvia stammt, wie wir erfuhren, aus jener Region der Welt, die Johann Wolfgang Goethe einmal »eine der schönsten Landschaften Italiens« genannt hatte.

Der Bus brachte uns ins alte jüdische Viertel von Sevilla; Herr Hastenrath, so ortsunkundig wie alle anderen Sevilla-Novizen, schnappte sich einen Stadtplan, gab die Parole »Folget den Führern!« aus und fand das

von Eckenga Tours gebuchte, sorgfältig versteckte Hotel, in der ich, wohl meines Borsalinos wegen, die sehr agentisch klingende Suite 007 bekam.

Mitte Dezember ist Sevilla nicht allzu sehr touristisch verseucht; wenn man die Läden mit weiß betuchten, eingedeckten Tischen meidet, kommt man kulinarisch ohne Nepp zurecht. Während wir bei Tapas und Wein die Umsichtigkeit von Eckenga Tours feierten und dem greisen Agenturchef mit einem ehrfurchtsvollen »Bacio la mano, Don Fritz!« die Hand küssten, stieß der letzte noch vermisste Reisegrüppler zu uns, Peter Großmann, Sportler und Sportkommentator, und sprach gleichfalls beherzt der andalusischen Verköstigung zu.

Anderntags erfreuten wir uns der paradiesapfelig leuchtenden Orangenbäume, des wolkenlos blauen Himmels, der Sonne und der 22 Grad Celsius, die unsere verwinterten Körper aufbuden. In der Kathedrale gab es eine gestalterische Pracht zu sehen, die mir den Spontanausruf »Nie wieder Ikea!« abnötigte; lebenslang schon meide ich die Erzeugnisse des Einheitsgeschmacksherstellers für alle Generationen und werde doch, bei Bekannten und Kollegen, ständig mit diesem Gammel konfrontiert, weil der ja, wie alle Welt betont, »so praktisch« sei. Pragmatismus ist die Wurzel aller Gedankenferne und somit aller Hässlichkeit, entgegenge ich. Ob's was nützt?

Im Lande Kathedralien gab es allerdings nicht nur vorbildliche Innenarchitektur, sondern auch sehr viel goldenes, mitunter schwarz-gelb anmutendes Licht und Gefäße zu sehen, die wie Pokale und Meisterschalen anmuteten. Das war gut, denn schließlich hatte die kleine Reisegruppe Eckenga ja auch noch einen Auftrag, ein Ziel: die junge Mannschaft von Borussia Dortmund beim Spiel gegen den FC Sevilla unterstützen und ein Weiterkommen in der Europa League ermöglichen.

Abends im »stadio della cloaca«, einem fiesen 50er-Jahre-Bauwerk mit gegen Null tendierenden Sicherheitsstandards, ging es dann zu wie bei einer Demonstration gegen Stuttgart 21; die Polizisten waren mit Aggression und Knüppel frei! ausgestattet, grapschten nach uns, herrschten uns an – »Pasar! Pasar!« – und erzeugten eine Atmosphäre der Angst: Wir können alles mit euch machen. Was man in gelernten Demokratien und anderen Diktaturen eben so mag.

Es war zum Speien, wenn auch nicht unterschlagen werden darf, dass nicht wenige angereiste BVBisten sich im Zustande äußerst unangenehmer Dummtrunkenheit befanden und diesen auch vorzeigten. »Du Scheiß-Neger!«, brüllte einer nach einem gelbgeahndeten Foul eines schwarzen Spielers von Sevilla an einem Dortmunder; als er später zu uns herübersah, glummsen uns zwei Promille an, je zwei aus jedem Auge.

Nachdem die Partie durch eine Fallobst spielende, Zeit schindende Mannschaft Sevillas und einen offenbar zum Dulden dessen bestellten Schiedsrichter Zweizwei ausgegangen und Dortmund damit aus der Europa League ausgeschieden war, vollstreckten die zum Bleiben genötigten BVB-Fans an den Anhängern des FC Sevilla, die das billige, miese, unsportliche Schmierentheater ihrer Mannschaft selbstverständlich schamfern bejubelten, die Höchststrafe, behandelten sie also wie Schalker und sangen: »Ihr werdet nie deutscher Meister!« Und setzten noch eine Parodie der Schalker Hymne »Ein Leben lang« obendrauf: »Ein Leben lang dieselbe Unterhose an ...« Denn genau so sieht ein Schalker Leben ja aus.

Unter Geschubse und Gekläffe der Polizeikräfte verließen wir das Stadion, stellten fest, dass der lang verehrte Schauspielkünstler Robert de Niro Werbung für »Dewar's White Label«-Whisky macht, begriffen auch an diesem Beispiel die Schäbigkeit der Welt, die unsere

Pragmatiker ja allesamt »so isses eben« und »ist doch ganz normal« finden und sich entsprechend niederträchtig betragen, schüttelten dies alles aber ab und verfügten uns in eine Tapas-Bar, in der bereits Signorina Silvia Maria Inferna Hof hielt, umringt von jungen BVB-Fans.

Einer jener schwarz-gelb beschälten jungen Männer war es auch, der angesichts des Sportjournalisten Peter Großmann Signorina Silvia fragte: »Ist das nicht Rüdiger Vollborn?« Woraufhin er von ihr die Antwort bekam: »Wer ist Rüdiger Vollborn?«

Doch auch andere Schwarzgelbe wollten einer Logik folgen, derzufolge ein ehemaliger Torhüter und späterer Torwarttrainer von Bayer 04 Leverkusen ein Spiel von Borussia Dortmund in Sevilla besuchte. Weshalb sie auch vehement Autogramme von Vollborn alias Peter Großmann einforderten, die zu geben wir, seine Mitreisenden, ihn in einer getränkekonsumbedingt als wohlthuend empfundenen Aufwallung von Mangel an Solidarität und Wahrheitsliebe, heftig ermunterten.

Großmann allerdings, zunächst belustigt, beim Anhalten des Schabernacks aber zunehmend gepeinigt, entfloß auf die Herrentoilette, wohin ihm seine »Rüdiger Vollborn ist der Größte!« skandierenden Bewunderer jedoch folgten, kam also wieder heraus, ergab sich und schrieb tapfer Autogramme als »Rüdiger Vollborn«. Zum Dank sagte ihm einer der Unterschriftenjäger etwas, das jeder Fernscharbeiter wissen muss: »Dein Gesicht ist bekannter als dein Name ...« Großmann nahm den Volltreffer sehr sportlich als Steilvorlage auf und schickte alle Anwesende in den Gassenhauer: »... und dein Fuß ist größer als dein Schuh ...« Dafür, dass daraus garantiert ein Lied werden wird, steht die Firma Eckenga Tours, die sich selbstverständlich auch längst sämtliche Verwertungsrechte gesichert hat, ja sichaaa...

Nicht abgeholt, obwohl bestellt
Der jährliche Bielefeld-Bummel kurz vor Heiligabend
– Dies Gefühl heißt Bielefeld

Einmal im Jahr bin ich in Bielefeld, und wenn ich im dortigen »Kamp« auftrete, weiß ich, dass bald Weihnachten ist. Das ist seit Jahren so, oft endet die Lesereise oder Konzerttournee sogar in Bielefeld. Zum Abschluss gibt es dann ein Mensch-ärgere-dich-nicht-Spiel mit den Jazzmusiken! vom Spardosen-Terzett und vorher einen Bummel durch die Stadt, in der ich von der fünften bis zur dreizehnten Klasse zur Schule ging und 16 Monate Zivildienst absolvierte.

Bielefeld ist für viele Menschen, ähnlich wie beispielsweise Hannover, ein Synonym für Mittelmäßigkeit. Die ortsansässige Sozialdemokratie hat in den Sechziger- bis Achtzigerjahren ja auch eindrucksvoll gezeigt, dass Städtebau und öffentliche Architektur in ihren Augen nur andere Worte für Strafe sind. Das »Kamp« aber mit seinen 250 Plätzen ist ein Auftrittsort, an dem ich hänge – hier sah ich, mit 15, das erste richtige Konzert meines Lebens. Grobschnitt spielten und sangen »Take your car / Go to Africa / To the Sahara / To see Ali Baba«. Trockeneisnebel waberte, die Luft war haschischgeschwängert, und dann gab es eine Sensation: den ersten Zungenkuss meines Lebens. Er war magisch. Auch in diesem Jahr ging ich sieben Tage vor Heiligabend in Bielefeld auf Schlür, lief die Bahnhofstraße hinab, überquerte den Kesselbrink, betrat die Niedernstraße und stand vor einem Laden, den ich schon als Heranwachsender mit gemischten Gefühlen betrachtet hatte: Feinkost Klötzer. Ich esse und trinke leidenschaftlich gern, und bei Klötzer gibt es fraglos jede Menge Köstlichkeiten. Doch immer schon stieß mich der Großteil der Kundschaft ab – Menschen, die ihr Leben dem Irrtum widmen, eine gut gefüllte

Briefflasche verleihe ihnen den Status des Bessermenschen, der ein Anrecht auf Privilegien und auf Rundumvollbedienung habe ...

Mit einer kleinen Vorspeisentüte in der Hand verließ ich wenig später den Laden. Tausende Bielefelderinnen und Bielefelder waren auf den Straßen, in den Augen diese einzigartige Mischung aus völliger Erschöpfung und Hysterie, die man Weihnachtszeit nennt. Alle mussten noch ganz dringend irgendwo hin.

Mir gingen die Verse von Udo Lindenberg durch den Kopf, die Bielefeld unsterblich gemacht haben: »Sehn wir uns nicht auf dieser Welt / Dann sehn wir uns in Bielefeld.« Gut gesagt, sicher, aber auch ein Fluch – wann immer man gefragt wird, wo man herkommt und »Bielefeld« antwortet, bekommt man todsicher diesen Spruch gesagt.

Ich fand, dass es Zeit war für ein paar neue Bielefeld-Zweizeiler. Zur Sicherheit schrieb ich sie gleich auf:

Was vielen Menschen nie gefällt
Heißt nicht selten: Bielefeld.

Wo verdient ein Mann sein Geld?
Ungern nur in Bielefeld.

Frauen, dauerwurstgewellt,
Gibt es, auch in Bielefeld.

Wer nirgends sonst die Zeche prellt
Tut es wohl in Bielefeld.
Nicht abgeholt, obwohl bestellt:
Dies Gefühl heißt Bielefeld.

Noch am selben Abend schenkte ich Bielefeld diese Verse, und dann machte ich, dass ich fortkam.

Ahmsen-Biensen

Asemissen klingt leider gar nicht oasig, sondern bloß etwas asig, Ahmsen-Biensen dagegen lustig, wie ein Mann, der angetütet ins Bordell kommt und fragt: »Ahmsen hier was zu Biensen?«

Asemissen und Ahmsen-Biensen sind aber Ortschaften in Ostwestfalen, die ihren Kolleginnen und Konkurrentinnen Elverdissen und Altenhagen an Schönheit in nichts nachstehen. Ich darf das sagen, ich wuchs dort auf und lebte dann auch wieder, nachdem ich mich 35 Jahre lang an hässlichen Orten wie Berlin und weniger hässlichen wie Leipzig, Hamburg, Zürich und überhaupt auf Reisen herumgetrieben hatte.

Wer aber morgens in Ahmsen-Biensen aufwacht, der hat es endgültig geschafft. Oder sieht zumindest geschafft aus.

Der Kater Humpelkumpel

Als ich den Kater kennenlernte, war er, wie ich, schon ein bisschen in den Jahren, doch sah er immer noch klasse aus und stand astrein gepflegt im Fell. Katzen haben scharfe Krallen, Menschen mitunter auch, vor allem aber haben sie kräftige Hände. So kamen wir einander angemessen langsam nahe, vorsichtig, friedfertig und neugierig zugleich. Jung aber waren wir nicht mehr, beide humpelten wir schon ein bisschen.

Er, ein Schwarzweißer, traf auf einen fußballerisch Schwarzgelben. Katzen interessieren sich indes überhaupt nicht für Fußball; schade eigentlich, oder handelt es sich um Weisheit? Wenn ich mir ein Spiel des Dortmunder BVB anschau, ist ihm das sowas von egal; entweder ölt er dann im Garten herum oder rollt sich schnurrend im Sessel zusammen. Danach aber mampfen wir mitunter munter zu Abend; ich bereite mir Kartoffel-Gurken-Salat zu, für den er nur Verachtung übrig hätte, wenn nicht auch – hehe! – Nordseekrabben mit hineinkämen, und er bekommt seinen Part an Katzen-Schlickis, immer sieben, denn sieben ist eine heilige Zahl. Ihm ist das Heilige allerdings völlig gleichgültig; er hätte gern das Sieben- oder Siebzehnfache, denn er ist eine Gierplauze, eine reine Bauchnatur.

So kommen wir ganz gut miteinander hin; er macht seins, ich mache meins, und manchmal schlendern wir eine Zeitweile gemeinsam herum. Es tut dem Menschen wohl, sich einem Tier zu widmen; so denkt er nicht immer nur an sich selbst, sondern kümmert sich gefälligst.

Auch dass uns hin und wieder die Knochen weh tun, verbindet uns. Treppenklettern empfinden wir beide als so notwendig wie aber auch lästig. Doch tun wir es, weil es eben getan werden muss. Manchmal jaulen wir ein wenig dabei, doch im Herzen sind wir tapfere

Stapfer, schaffen uns durch und hoppeln, so gut wir es vermögen.

Eine der Lieblingsbeschäftigungen von Kater Domi ist, was Milchtritt genannt wird; er trampelt dann auf einem herum, als ob man ihn noch säugen müsste, obwohl er doch schon ein sehr erwachsener Kerl ist. Aber werden Männer jemals erwachsen? Nein, nie! Sie wollen und fordern immer alles.

So wurde Domi mein Vertrauter und Freund. Er lebte nebenan, bei einer Frau namens Bienie, auch Bienlein geheißen. Sie ähnelt zwar eher einer ausgewachsenen Hummel, auch wenn ich das nicht sagen darf, und schenkt ihm, so verpeilt er auch ist, ihre ganze Herzengüte, und von der hat sie einen großen schönen vollen Topf. Kater Domi nimmt das völlig selbstverständlich in Anspruch, da gibt es kein Vertun. Er kommt ja auch aus dem Waisenhaus, und da lernt man: Nimm dir besser gleich alles, was du kriegen kannst; wer weiß, wann es wieder etwas gibt.

Das Einzige, das ich dem Kater Domi ankreiden könnte, ist seine Unlust zur Reise. Er will immer nur zu Hause sein. Man darf ihn nirgends hinführen, er lehnt das sehr entschlossen ab. Das ist als Haltung beeindruckend, manchmal allerdings auch bedauerlich, denn ein kleiner Ausflug dann und wann kann es in sich haben. Wie gern gründete ich mit ihm das Restaurant »Externsteine«, wo es für Katzen- und Menschenkinder alles gäbe: immer gut Futter und viele Kameraden zum Spielen; schnatternde Enten, listige Hühner, muhmuhende Kälber, meckernde Ziegen. Mir wäre dies ein Paradies.

So machte ich ihm einen Antrag:

Du Lieber, bitte maunz es dem Bienlein:
Ich habe mir beim Türkli ein Tütlein Rosinlein

zum Frühstück gekauft, süß und köstlich
also nichts für dich.

Dich machen Sachen, die ich nicht richtig
gut riechen kann, sogar glücklich,
und, bleib ma ruich, du bekommst sie ja auch –
fülle dir deinen beträchtlichen Bauch

Sagte ich: Katzenfutter?
Puuh, kotzen, Mutter!
Ich geb' es dir trotz alledem,
trotz alledem: schön ist das Leh'm!

Und aus Lehm wurden wir einst geknetet.
Aber gut jetzt, Süßer – genug gebetet!

Schwingen wir unsere lahmen Beine
nochmal zu dritt
an externe Küsten und Steine?
Kämeest du mit?

Lieber, dicker, schöner Plumpel
Immer bin ich Dein Humpelkumpel.

Auf seine Antwort warte ich noch.

Vom Glück auf dem Land

Wer auf dem Land aufwuchs und von dort floh, weiß, was das Land ist: Idylle = Hölle = Idylle und so fort. Das Landleben hat etwas Geisttötendes, mitleidlos Auslöschendes. Hin und wieder aber tut es der alten Rübe wohl, wenn sie am Wiesengrund gelüftet wird. Denn auch die Großstadt hat verblödende Wirkung; Beweise dafür laufen zu Tausenden herum und sind, sofern sie Bewußtsein von sich erlangen, auf die laute Art stolz darauf. So irisierend das von Herman Brood besungene »Berliner Tempo« mit »Musik und Tamtam« auch ist: Ab und zu muß Ruhe einkehren zwischen den Ohren. Auf dem Land kommt man auf gute Gedanken. Man kann die ruhige Weltkugel schieben und friedvolle Werke tun. Zum Beispiel ein Ameisennest hinter dem Kühlschrank stilllegen. Mit Backpulver, denn die alten Hausrezepte sind noch immer die besten. Man läßt ein paar Tüten Backpulver auf die Ameisen herabrieseln und sieht ihnen beim Sterben zu. Es dauert ein bißchen, und es ist nicht so erhebend blutvoll wie ein patriotischer Film – es ist eben die kleine Landversion. Aber die reicht aus, um auf interessante und nützliche Weise in den Tag zu kommen. Man sitzt im Schlafrock neben dem kleinen Ameisengemetzel, trinkt Kaffee und überlegt, wie man es technisch hinkriegen könnte, mit Hilfe von Backpulver auch Atomkraftwerke für immer zu schließen. Sinnloser als Rot-Grün wählen und fleißig beten ist das auch nicht.

Nicht nur Ameisen bedrücken als Plage das Land. Auch die Nacktschnecke macht sich breit. Weich und schleimig kraucht sie auf allen Wegen, fläzt sich fett auf Feuerholz herum und ist nicht einmal eßbar. Im Gegenteil: Die Nacktschnecke wird zur Nahrungskonkurrentin. Schmatzend befällt sie den schmackhaften Pilz, vertilgt den Rotfußröhrling und den Perlpilz, den Steinpilz wie

den unter Lärchen wachsenden Goldröhrling, den man auch den Alfred Biolek unter den Pilzen nennt, denn wie dieser schleimt er beim Kochen. Ungenießbares und Giftiges wie den Samtfußkrempling, die Dreifarbig-Koralle und den Pantherpilz ignoriert die Schnecke und macht sich frech noch über Riesen- und Saffranschirmlinge her. »Toad-stools«, also Krötenschemel nennt der pilzängstliche Brite alle Pilze außer den langweiligen Champignons, die er als »Mushrooms« verehrt und verzehrt. In Wahrheit aber lungert auf dem Pilz nicht die Kröte, sondern der Schneck.

Von Schnecken unbehelligt allerdings fand ich eine Kolonie Faltentintlinge. Euphorie ergriff mich. Der Faltentintling ist, jung gegessen, wohlschmeckend, aber das war nicht der Grund für meinen Jubel. Sondern dieser: In Verbindung mit Alkohol ist der Faltentintling richtig giftig. Von Kennern wird er deshalb auch Verwandtenpilz genannt.

Kaum war der Pilzkorb gefüllt, trommelte ich die Verwandtschaft zusammen. Ich holte den besten Roten aus dem Keller. Hier sollte nicht am falschen Ende gespart werden. Die Blase rückte an, komplett mit Kind und Kegel, und ich bewirtete sie üppig. Schwierigkeiten gab es nur, als einige Mütter meinten, die Kinder dürften noch keinen Alkohol trinken. »Ach komm, zur Feier des Tages nur ein Viertelgläschen«, bat ich und zerstreute freundlich alle Einwände. Dem Faltentintling reicht ein Viertelgläschen.

Selbst trank ich keinen Tropfen, nahm aber reichlich von den Pilzen, was sich später, bei der Polizei, als klug erwies. Die Untersuchung meines Mageninhalts wurde mit den dreizehn Obduktionsberichten abgeglichen. Ich durfte gehen und machte mich auf den Heimweg in die Stadt. Das Landleben ist manchmal einfach zu geruhsam.

Kirschen à la aller Art

Die Küche war warm und gemütlich, es duftete nach frisch gebackenem Kuchen, getoasteten Brötchen und Kaffee. Ich hockte auf der Küchenbank und löffelte eine Schale Vanillejoghurt mit Sauerkirschen, die kurz zuvor zu Marmelade verarbeitet worden waren. »Zu flüssig«, sagte die schöne Küchenkönigin, »kann man sich nicht aufs Brötchen schmieren«, und so kam ich in den köstlichen Genuss einer Vanille-Kirsch-Melange. Eigentlich sagte die Köchin »Tschu flüsschig, kann man dschisch nischt aufsch Brätschen tschmieren«, weil sie gerne Sprachfehler simulierte beziehungsweise schimierte und schisch dann über schisch schelbscht beömmelte. Ich hatte diese Leichtigkeit des sinnlosen Herumalberns sehr gern; Blödsinn muss nicht unbedingt ein höherer sein, um Freude zu entfachen. Ihre Küche war ein Hafen der Düfte und der Wohligkeit, den ich immer wieder anlief, obwohl ich weder Kapitän noch Leichtmatrose war, ein Bruder Leichtfuß vielleicht, aber das war eigentlich schon so gut wie passe.

Wie immer war ich mit der Eisenbahn und dem Taxi gekommen, deswegen musste ich auch keinen Sattel über die Fenz hängen; wie ein Cowboy fühlte ich mich trotzdem. Lucky Lukes Comic-Schlusslied »I'm a poor lonesome Cowboy and a long Way from Home ...« hatte ich oft im Kopf gehabt, wenn ich unterwegs gewesen war, wobei ich das »poor« nur selten seelisch empfand, bloß öfter mal pekuniär, aber damit kommt man klar.

Mein Gepäck bestand aus zwei alten, gut gearbeiteten Ledertaschen, einer kleineren zum Umhängen und einer größeren, die ich in der Hand trug; der grassierende Rollkofferismus war mir immer so unbegreiflich wie unangenehm, dieses rücksichtslose und bei entspre-

chendem Bodenbelag auch noch aufdringlich laute, schlachtviehtaugliche Schaulaufen von geklonten Gestalten, die sehr etepetete auf ihrer Einzigartigkeit und Tiptopvollindividualität beharren; lieber trage ich zwei schöne Taschen als auch nur einmal so herumzulaufen wie einer dieser mobilen Eierköpfe, deren Kernkompetenzen, wie sie das genannt hätten, in Ellbogenausfahren und extensivem Smartphoneterrorismus bestehen.

Jetzt war ich zuhause, jedenfalls fühlte ich mich zuhause, und mir fiel ein und auf, dass ich lange nicht gewusst hatte, was das ist: ein Zuhause. Das, in dem ich aufwuchs, war mir spätestens mit siebzehn Jahren so vergällt und verhasst, dass ich mich vom Acker gemacht und in der 13. Klasse lieber nach der Schule gearbeitet hatte, um ein winziges WG-Zimmer und Lebensmittel bezahlen zu können, als weiter unter dem Dach der Herren Eltern leben zu müssen.

Das war lange her, seitdem war ich viel unterwegs gewesen, war per Anhalter zwar nicht durch die Galaxis, aber durch allerlei Länder gereist, war als Dichter und Sänger ein Fahrensmann geworden, mit Bands und befreundeten Kolleginnen und Kollegen herumgezogen, wir hatten den kleinen deutschsprachigen Raum der Welt belesen und beschallt, das notwendige Geld hatte ich immer selbstständig verdient als Autor und auf der Bühne, hatte nie von anderer Leute Arbeit gelebt und würde auch heute noch keinen Menschen Zigaretten holen schicken.

Mach es selber und mit wahren Freunden, hatte ich mir geschworen, Freunde gefunden und auch darin großes Glück gehabt, falsche Fünfinger waren kaum darunter gewesen. Die Frauen waren mir wohl gesinnt, auch wenn ein Dialog aus Sergio Leones großem Western »Spiel mir das Lied vom Tod« zu meinen liebsten zählte; »Sweetwater wartet auf dich«, sagt Claudia

Cardinale, und Charles Bronson antwortet: »Irgendeiner wartet immer.« So etwas gefiel mir, und ohne übertriebene Oberflächlichkeit hatte ich so viele Menschen kennengelernt, dass ich mir ihre Namen nicht alle hatte merken können.

Das Leben war eine Sammlung von Erlebnissen, Geschichten und Begegnungen, voller Inspiration, Tiefe, Freude, auch der Tod hatte öfter vorbeigeschaut und bei mir lieben Menschen seine Beute geholt; das kam mit zunehmenden Alter immer häufiger vor, und meine eigenen Auseinandersetzungen mit diesem knochenharten Gevatter waren auch intensiver, als ich es mir wünschte.

Aber Zuhause? »In mir oder nirgends!«, hatte ich, Brechts Galileo Galilei paraphrasierend, behauptet; Brecht hatte Galilei auf die Frage »Wo ist Gott?« ein entschiedenes »In uns oder nirgends!« antworten lassen, und so hatte ich es ebenfalls gehalten. Göttlichkeit vermochte ich in einem menschlichen Augenpaar zu erkennen, in der Natur in Musik, Poesie und Malerei und in Handlungen, die von so gelassener Selbstverständlichkeit waren wie das Ein- und das Ausatmen.

Das Paradies stellte ich mir als einen großen, weiten Kirschgarten vor, und jetzt saß ich in einer warmen Küche, löffelte köstliche Kirschen, hörte fröhliches Geschnatter und schnatterte nicht minder fröhlich und sinnfern mit, die Katze hoppte zu mir auf die Küchenbank, sie liebte Vanillepudding und bekam also welchen, schlabberte, maunzte ein bisschen, rollte sich ein und pennte, ich streckte die Beine unter dem Tisch aus, lehnte mich zurück, sah in ein schönes, liebes Gesicht und lächelte.

Heimat, regional, global? Oder mal ins Tanzlokal?

»Heimat«, sagt mein Kollege und Freund Franz Dobler, »Heimat ist da, wo man sich aufhängt.« Dobler stammt aus Bayern, wo man so etwas gar nicht gern hört, weil der Heimatbegriff dort ein ganz besonders angestrenzter, verbissener und durchlogener ist: Gerade wer jeden Flecken Erde bei erstbestener Gelegenheit meistbietend verscherbelt, muss mit angeblicher Heimatliebe hochstapeln und hausieren gehen. Heimattümelei ist ein einträgliches und abstoßendes, allerdings auch sehr durchschaubares Geschäft. Man nennt es auch Tourismusmarketing.

Peinliche Erwerbsfolklore auf der Basis chronischer Horizontverengung ist aber schon längst kein Privileg breitreifenbayrischer Lautsprecher mehr. Auch überall sonst im Land wird das Gebräu aus provinzieller Beschränktheit, Kungelei und Freude am Eigenreibrich als Tradition bezeichnet; das Vorzeigen von Lokal- und Regionalpatriotismus hat Pflichtcharakter angenommen. Die Fadenscheinigkeit der demonstrativen Liebe zum eigenen Mief scheint den Patrioten ebensowenig peinlich zu sein wie der Mief selbst; man schließt sich im Gegenteil zu allerlei lokalen und regionalen Verbänden und Initiativen zusammen, denn das Bekenntnis zu jeweiliger Herkunft und Scholle ist das Eintrittsbillet in den Heimatwirtschaftsverein, in dem der Gang der Geschäfte geregelt wird. Wenn die Jungs mit den goldenen Eiern aus Bayern sind, liebt man aus tiefster Seele Bayern; stammen sie aus Münster, hat man eben noch niemals etwas so lieb gehabt wie das Münsterland. Oder welchen Strich im Land auch immer.

»Ubi bene, ibi patria«, wussten die Römer – wo es mir gut geht, da ist mein Vaterland. Das zeugt von klarem Verstand und ist als Definition so angenehm distanziert

wie aufrichtig und entspannt. Meine Adaption des lateinischen Diktums lautet:

Schön ist die Heimat,
so man sie hat.
Schön auch der Hering,
besonders der Brat-

Wenn ich mir selbst ein Urteil erlauben darf: Der Vierzeiler ersetzt die komplette Ausgabe der Schriften Martin Walsers, spart also jede Menge Platz im Regal und ist vor allem viel unterhaltsamer als das Gegnattere jedweder Heimatbolde und Identitärä-Trompeter.

Selbstverständlich kann man eine Landschaft lieben. Es gibt Landschaften, in denen man sich aufgehoben und angeschoben fühlt; sie sind einem ans Herz gewachsen, man möchte sie so erhalten, wie sie sind (beziehungsweise wie man sie sieht), man möchte sie wohlbehütet wissen. Ohne dass man genau erklären könnte, warum, pustet ihr Anblick Wind in die Segel, sie beschwingen und wirken wie eine Musik, die man liebt oder wie ein Wein, den man besonders mag. Unvorsichtigere sprechen in diesen Gefühlslagen von Schöpfung und Gott. Eines aber ist all diesen Empfindungen wesensgleich: Sie bedürfen keiner Vereinszugehörigkeit, sie sind ganz individuell und für andere weder gültig noch verbindlich. Und vor allem gibt es für niemanden eine Pflicht, das – oder sogar ausschließlich das – zu lieben, in das er ohne jedes eigene Zutun hineingeboren wurde.

An welchem Ort einer geboren wird, mögen andere – seine Eltern, die Zeitläufte – bestimmt haben; für ihn selbst ist das Zufall, er hat nichts dazu getan und kann nichts dafür. Für alle, denen die Brust oder der Kamm schwillt vor Stolz, wenn sie von ihrer lokalen, regionalen oder nationalen Abkunft sprechen, ist vor langer Zeit ein Sprichwort gemacht worden: Dummheit und

Stolz sind aus demselben Holz. Wie albern ein eindimensionaler Heimatbegriff ist, erweist sich, sobald man einmal den Plural verwendet: Heimat, einzig unter den Heimaten. Das relativiert ungemein. Im Duden existiert der Plural von Heimat zwar nicht, doch gibt es nachweislich Heimaten, denen mancher, der sich dort nicht zuhause, sondern nur als Insasse fühlt, so rasch wie möglich entweicht, sobald er laufen, sehen, hören, denken und, dem entsprechend, zu handeln gelernt hat.

Dass man eben überhaupt nicht dazu verurteilt ist, sein Leben lang dem anzugehören, in das man hineingeworfen wurde, hat etwas ungeheuer Tröstliches. »Etwas Besseres als den Tod findest du überall«, heißt es in Grimms »Bremer Stadtmusikanten« – die, als Vagabunden fliehend, verglichen mit ihrem vorherigen Leben als Gefangene dann leben wie Nomaden im Speck.

Als der Journalist Klaus Bölling mich 1988 einen »westfälischen Zigeuner« nannte; empfand ich das, wie auch immer er es gemeint hatte, als Kompliment. Den Westfalen wird ja gern nachgesagt, sie klebten geradezu zwanghaft an der eigenen Scholle und seien des Herumzigeunerns ohnmächtig. Selbstverständlich kann man jedes Klischee von angeblicher oder tatsächlicher heimatlicher Prägung mannigfach bestätigt finden; es ist aber auch immer alles andere möglich. Und diese Erkenntnis humanisiert den Heimatbegriff doch beträchtlich: Man muss sich nicht aufhängen, um eine Heimat zu finden.

Ein einfacher Junge vom Lande

Ich bin ein einfacher Junge vom Land. Immer habe ich mir Lehrerinnen und Lehrer gesucht, die meinen Horizont erweiterten. Ich lerne gerne; so kam ich durch Sprachen, Reisen und staunende Zuerkenntnisnahme in die Welt. Bücher verschlang ich geradezu, Comics von Carl Barks, René Goscinny und Hergé sowieso und nicht auf dem Klo; dort las und lese ich Zeitungen, die sind dort gut aufgehoben. Sport trieb ich täglich und wuchs zu einem haarigen Mann heran. Mein Strickmuster ist simpel: Wenn ich eine Frau liebe, dann liebe ich sie, wenn jemand mein Freund ist, ist er mein Freund, wenn ich jemanden intuitiv nicht mag, mag ich ihn oder sie nicht. Wenn ich mich von jemandem, dem ich zugetan war, trennen muss, temporär oder für immer, vertreibe ich sie oder ihn deshalb nicht aus meinem Herzen; Falschlinge oder Verräter aber tue ich ab. Intriganz, Hinterhältigkeiten, jede Form von Mobbing und neidzernagtes Gieren nach anderer Leute Leben sind mir zuwider; wenn gekämpft werden muss, soll das Visier offen sein. Die Freuden der Liebe, des Kochens und Essens und des Spielens sind die meinen, ohne Musik und Poesie kann ich nicht leben. Das Spektrum reicht von dezent und filigran bis zu saftig und deftig; Gelärme oder Gezuppel sind mir so unerträglich wie jegliches Gejohle.

Dass ich fließend Westfälisch spreche, etwas Thüringisch, Sächsisch, Brandenburgisch, sowohl Basel- wie Zürideutsch kennenlernte und gerade Fränkisch übe – diese Sprachen haben mit ödem Befehlshochdeutsch und Bürokratensprech nichts zu tun –, ist Glück, nicht Verdienst. Die den Mehrheitsdeutschen innewohnende Aggressionsform des Patriotismus ist mir widerwärtig; sie ist zu nichts gut und führt ausschließlich zu Blöd- und Bösem. Die schönsten

Revolutionen meiner Kenntnis waren die kubanische und die portugiesische, mit roten Nelken. Da wäre ich gern dageigewesen, war aber im April 1974 mit zwölf Jahren noch zu jung.

Viele meiner Landsleute mag ich nicht sehr, sie sind oft denkfaul, bequem, reden ausschließlich über Geld und schreien rücksichtsfern in ihre Mobiltelefone, die sie beinahe so lieben wie ihre Automobile; auch mit wüst gestikulierenden, sich in gefälschtem, dummem Stolz aufmadelnden, dauergrinsenden, -knipsenden oder -brüllenden Ausländern habe ich keinen Vertrag. Wenn in Frankreich einer ohne Grund oder Anlass meine Frau als dreckige Deutsche und mit anderen Ausdrücken, die ich Leserinnen nicht zumute, anpöbelt, nur weil das Automobil par ordre de mufti nun einmal ein deutsches Kennzeichen hat, kann ich ihm leise und recht fließend erklären, dass er sich bitte an mich wenden möge. Prügel? Kann er haben, wenn er sich darum bewirbt, aber nur notfalls und äußerst ungern. Das Wort ist die Waffe, mit der man kämpft und die man, weil sie tödlich verletzen kann, umsichtig verwenden, also beherrschen muss. Es gibt eine einfache Regel: Wir sind nicht auf der Welt, um einander zu bekriegen. Wem das zu schwer ist, dem ist kaum zu helfen.

Eingangs erwähnte ich es bereits: Ich bin ein einfacher Junge vom Land.

Nachwort

»Drostes Bücher zählen hierzulande zweifellos zu den fiesesten, doch bei näherem Hinsehen wird deutlich: Was zunächst wie polemische Simpel-Hetze klingt, ist in Wahrheit exakt recherchierter Wahnsinn. Erfrischend, weil nie miesepetrig, sondern in seiner Bosheit stets hintergründig lächelnd, schießt er in alle politischen Himmelsrichtungen.« (Süddeutsche Zeitung)

»Der Ostwestfale sieht manchmal aus wie eine Kartoffel, und immer spricht er so. Er sagt nicht wirklich oder Wurst, sondern wiaklich und Wuast, der Nachmittag ist ihm ein Nammiitach und das Abendbrot ein Aaahmtbrot. Ich weiß das, ich komme da wech, und deshalb dürfen Renee Zucker und Harry Rowohlt auch Wichlaf zu mir sagen.« Man hat Wiglaf Drostes Stimme noch im Ohr, wenn er diesen, einen seiner Lieblingstexte rezitierte. Natürlich hatte er bei seinem vermeintlichen Westfalen-Bashing die Lacher auf seiner Seite. Aber wollte er seine Herkunftsregion tatsächlich verspotten? Der weitere Verlauf des Texts zeigt, dass es der berüchtigte Haudrauf auch butterweich konnte. Droste beschreibt darin, wie er gemeinsam mit seinem Vater und seinem Bruder Feldarbeit verrichtete, „wullackte“, wie es heißt. Die Reminiszenz schließt mit den Worten: »Mit dem Wort Heimat verbinde ich keine Landschaft – Wozu auch? Eine Sprache, in der Dölmer, Hachos und Tünssel durcheinander ramen-tern, wullacken und kalbern, ist Heimat genug.« In Wiglaf Drostes 36 Büchern gibt es überraschend viele Stellen, in denen sich der gebürtige Herforder, der in der Nähe von Bielefeld aufwuchs, über seine Kindheit

und Jugend in »OWL« äußert. So viele, dass sich mit ihnen ein ganzes Taschenbuch füllen ließ.

Die Häufigkeit seiner Bezugnahmen auf Westfalen zeigt, wie sehr sich der »ostwestfalian Alien« (Selbstbeschreibung) an seiner Herkunft abarbeitete. Das Thema dokumentiert einen Abnabelungsprozess, bei dem sich Sympathie und Antipathie die Waage halten – positiven Kindheits- und Jugenderinnerungen stehen Konflikte im Elternhaus und die Abgrenzung gegenüber einer spießigen Kleinstadtmentalität entgegen. Droste zog früh entsprechende Konsequenzen. Sein Biograf Christof Meueler: »Wiglaf verließ mit 17 das Haus ›meiner Herren Eltern‹ ..., weil es ihm ›so vergällt und verhasst‹ war, dass er ›lieber nach der Schule arbeiten ging, um ein winziges WG-Zimmer und Lebensmittel bezahlen zu können.«¹ Droste zeichnete ein unbändiger Freiheitsdrang aus, den er sich bis an sein Lebensende bewahrte.

Solche Selbsteinsichten ziehen sich wie ein roter Faden durch die vorliegende Sammlung. Bei der sich, ausgehend vom Stichwort ›Westfalen‹, mannigfache Bezüge zum Gesamtwerk Drostes auftun, sei es in politischer, medialer, kulturkritischer, literarischer oder individueller Hinsicht – kaum ein anderer Autor hat das Persönliche in seinen Texten so radikal in den Vordergrund gerückt wie er. Droste duckte sich nie weg, sondern polarisierte mit offenem Visier. Hinzu kam eine unbändige Lust an der Sprache, die er gegen ihren Missbrauch verteidigte: Mit literarischer Verve, aber auch messerscharfer Polemik, Kompromisslosigkeit, Scharfzüngigkeit, schalkhaftem, oft kalauerndem Humor, kurzum »grobem Ton und feinen Stil«, wie Droste anlässlich

¹ *Die Welt in Schach halten. Das Leben des Wiglaf Droste.* Berlin 2024.

seiner Auszeichnung mit dem Ben-Witter-Preis attestiert wurde.

In Drostes Erinnerungen an seine Kindheit und Jugend stehen drei Themen im Vordergrund: Die ersten Begegnungen mit der Welt der Literatur und des Films, das Kulinarische und das Erwachen erster erotischer Sehnsüchte. In *Kassettchen hören* heißt es: »Meine Eltern lasen ihren Kindern vor, Wilhelm Busch zum Beispiel, *Tobias Knopp*, und weil Kinder konservativ sind, reaktionär und redundant, mussten die Eltern das immer wieder tun, und wehe, sie ließen zum Versuch der Zeitersparnis einen der köstlichen Verse aus. Dann war das Gemaule groß, nein, immer wieder genau so wie vorher und wie immer, hieß die Zauberformel für das Kinderglück der Regression ... Irgendwann schaffte mein Vater ein Tonbandgerät an. Von da an wurden Geschichten auf Band gelesen, Kästners *Emil und die Detektive*, Grimms Märchen, und mein Vater trommelte sogar den Rhythmus der Serie *Fahrt ins Abenteuer* auf Band und pfiff die Melodie dazu. Es war ein Glück, krank zu sein. Man bekam das Tonband neben das Bett gestellt, und Daddys Stimme las vor.« Ergänzend heißt es in *Mein Lieblingsjesus*: »Als Kind war ich so mager, dass ich manchmal Biafra genannt wurde. Ich konnte auch gut Bodenturnen, aus der Brücke in den flüchtigen Handstand und solche Sachen, so dass ich bei manchen auch Gummimännchen hieß. Ein anderer Spaß war das Vorgelesen bekommen, Grimms Märchen, Wilhelm Busch, Kästners *Emil und die Detektive*, und manchmal auch etwas aus der Bibel.«

Nicht minder faszinierten ihn Filme wie *Lederstrumpf* oder hartgesottene US-Gangsterfilme mit dem Bösewicht James Cagney, die er heimlich bei seiner Großmutter schaute: »Ich fand es cool. Ich war ein Junge.«

Zum Bereich der Kulinarik zählt das von Droste mehrfach beschriebene »in die Pilze gehen«, das in seiner

Familie mit geradezu sportlichem Ehrgeiz betrieben wurde: »Die stille Zauberwelt der Pilze eröffnete sich mir im noch nicht schulpflichtigen Alter. Die kleinen Gnubbelmänner waren das Größte. Ohne mich zu schonen, drang ich in jede Schonung ein, kroch in jedes Dickicht, die Nase am duftenden Waldboden, zwischen Fichtennadeln, Buchenblättern oder im weichen Moos. Im Kindergarten hatte man uns etwas vom Paradies erzählt – hier war es. Pilze suchen war klasse; man musste keine blöden Sonntagssachen anziehen und durfte sich so schmutzig machen, wie man wollte. Es war ja für einen guten Zweck ...« Um dann anekdotisch fortzufahren: »Mein Vater hatte den Ehrgeiz, jeden Pilz, den er als essbar klassifiziert hatte, anschließend auch tatsächlich zu essen. Ein gewisses Restrisiko nahm er dabei in Kauf; allerdings sollte für den Fall, dass er sich fatal geirrt haben könnte, nicht die gesamte Familie dahingerafft und ausgelöscht werden. Nur jeweils ein Eltern- und ein Kinderteil der Sippe durfte beziehungsweise musste sich über die gewagte Speise hermachen. So wurde auch der nackte Ritterling verspeist; Testesser waren mein Vater und mein älterer Bruder. Noch in derselben Nacht wand sich mein Vater in Leibschmerzen; deren Quell aber war, wie sich bald herausstellte, nur eine Entzündung des Blinddarms.« Der Kult um »richtigen Bohnenkaffee« war für den bekennenden Gourmet, der gemeinsam mit dem Sternekoch und Freund Vincent Klink das alternative kulinarische Magazin *Hauptling eigener Herd* herausgab, ebenso ein Thema wie Erinnerungen an Schwarzbrot mit Blutwurst und scharfem Senf oder das »Mampfen« von sauren Gurken, Rollmöpsen, Speckbirnen, eines zünftigen »Strammen Max'« oder »Armer Ritter«. »Sonntags gab es Rouladen oder schwere Braten, und die Vorbereitung des Sauerbratens war eine dem Alchimismus verwandte Disziplin. Küche und Keller,

Speise-, Vorrats- und Kühlkammern waren mystische Orte voller Gerüche und Geheimnisse, die man ein- und aufsog oder in die man eingeweiht wurde, wenn man sich als ihrer würdig erwies durch Interesse, Anständigkeit und vor allem durch Qualitäten als möglichst starker, unermüdlicher Esser.«

Eine Prise Nostalgie durchweht auch Drostes Ausflüge in die Welt der Duftstoffe – für ihn Anlass für eine Generalkritik an penetranten Damen- und vor allem Herrendüften: »Leider sehr gut erinnere ich mich an den Geruch nach alter Tante. Crème Mouson hieß das Zeug, meine Brüder und ich schenkten es älteren weiblichen Verwandten, für die uns ein richtiges Geschenk einfach nicht einfallen wollte. Es war die Zeit, in der Blacky Fuchsberger Reklame für 4711 Kölnisch Wasser machte: x-mal strutzte er das Süßwasser aus einer riesigen Pulle in den Handteller, stellte die Flasche ab, zerrieb die verwesungsgeruchige Lache in beide Hände und hieb sie sich mit zehn Fingern über Gesicht und Haar, bis zum Hinterkopf. Der Mann muss gerochen haben wie eine Weihnachtsfeier pensionierter Bordsteinschwalben. Seitdem haben die Deutschen, was ihren Duftauftrag angeht, schwer aufgerüstet, aber sie stinkmorcheln immer noch. Anders zwar, weniger naturbelassen achselhöhllich, mettwurstig oder smegmatisch, stattdessen hochaggressiv nach Hormonwasser. Viel hilft viel, heißt die Devise, nach der sich Herren mit Herrendüften einjauchen, dass einem die Augen tränen. Die Nasenlöcher wollen sich von innen verstopfen vor Not und Qual, wenn so ein Kerl von Drogeriewelt sein Badezimmer verlässt, um bis weit über die Grenzen des Landes hin die olfaktorische Botschaft seiner Existenz zu verströmen: Hier komme ich, ich heiße Heinz und ich habe Parfüm, meine Nase ist taub, sonst röche ich anders und vor allem weniger.«

Und da war schließlich die Libido, die schon in jungen Jahren erwachte: »Ich denke bei ›rot lackiert‹ nicht an Faschisten, sondern an Fußnägel. Seit ich denken kann, hat mich der Anblick rot lackierter Frauenfußnägel begeistert; die kirschrot glänzenden Nupsis sind hinreißend. Ich muss etwa fünf Jahre alt gewesen sein, als mich ihr Anblick zum ersten Mal schwindelig machte. Es war Mitte der 1960er Jahre in Bad Oeynhausen. In dem alles andere als betuchten Fünfpersonenhaushalt, in dem ich aufwuchs, war ein Budget für Nagellack nicht vorgesehen. Das war bei den Wohnungsnachbarn offenbar anders. Herr Richartz arbeitete als Fotograf, und seine Frau war sein Lieblingsmodell. Sie war groß, schlank, elegant, hatte langes blondes Haar, ließ im Sommer lange, sonnengebräunte Beine sehen, trug hochhackige, luftige Sandalen und hatte rot lackierte Fußnägel. Der Anblick dieser schönen Frau, der ich noch nicht einmal bis zum Nabel reichte, machte mich schier wahnsinnig.«

Die übrige Erwachsenenwelt hatte ihm hingegen wenig zu bieten. Eine Erzählung Drostes trägt den zweideutigen Titel *Familienbande* und beschreibt, wie die Feier des 50. Geburtstags seines Vaters in Alkoholexzesse ausartete, ein weiterer Text, der bei Drostes Autorenlesungen für Amusement sorgte. Und den es auch in Gedichtform gibt. Hier die ersten Verse von *Familienfeier*: »Brüste wippen / Männer kippen / Schnaps hinter schnapsnasse Lippen / Tanten nippen am Likör. // Hüften schwingen / Lauter singen! / Hans ganz schnell nach draußen bringen! / Es ist dringen ... – / oooh – Malheur! // Ein Geschwalle! / Ein Gequalle! / Ein Geschwatze und Gelalle ...«

Bestimmende Wesenszüge Drostes sind schon in seiner Jugend anzutreffen: sein Freiheitsgebaren, seine Hinwendung zur Literatur (er war bereits früh ungemein belesen und Herz und Kopf der gymnasialen Schüler-

zeitung Griffel), sein Impuls zum eigenen Schreiben (schon während der Schulzeit hatte er erste öffentliche Auftritte als Lyriker und bei Kunst-Performances), sein Hang zur Selbstinszenierung (beim Schultheater oder als Sänger einer Rockgruppe, bei der er mitunter im rosa Catsuit auftrat) und auch seine Lust an der Provokation, wobei er sich besonders gern mit Feministinnen anlegte. Er brauchte das, es gab ihm den besonderen Kick. Seine schulischen Leistungen litten nicht darunter. Ein Freund erinnerte sich: »Wiglaf war schulisch eine Granate. Er war Klassensprecher und hatte fast nur Einsen und Zweien, ohne dass er sich da groß anstrengen musste.« Und das, obwohl das Schuleschwänzen für ihn zum Alltag gehörte. Allen schrägen Performances und Provokationen zum Trotz machte Droste das Abitur mit einem Schnitt von 1,6.

Zu Hause hielt ihn da längst nichts mehr. Lieber tummelte er sich in der Bielefelder Alternativ- und Clubszene, leistete parallel seinen Ersatzdienst beim Arbeitersamariter-Bund und nahm wechselnde Jobs wie den eines Gebäudereinigers an – eine von ihm ebenfalls ausführlich beschriebene Zeit. Als ihm die *Neue Westfälische* ein Volontariat verweigerte, reichte es ihm. Er machte sich nach Berlin auf, wo er ins Künstler-Proletariat eintauchte, in dem er durch seine witzig-provokanten Kolumnen zum skandalträchtigen Szenestar wurde. Man lief sich bei der *Titanic* über den Weg, jenem Satiremagazin, bei dem von 1990 bis 1995 der Bielefelder Hans Zippert Chefredakteur und ein weiterer Bielefelder, Christian Y. Schmidt, Redakteur war. Als Mitarbeiter war Droste nicht unbedingt teamfähig, unkalkulierbar und unberechenbar, auf der anderen Seite aber ein Publikumsliebbling. Seine Kolumnen waren ein Ereignis – immer. Eine andere Verbindungslinie führte zur *taz*, die ihn gleich mehrfach feuerte. Mit seinen Dortmunder Redaktionskollegen Friedrich

Küppersbusch und Fritz Eckenga verband ihn nahe Freundschaft, nicht zuletzt zusammengehalten durch eine glühende Liebe zum BVB.

Den ständigen Diskussionen mit Redaktionen überdrüssig, machte sich Droste schließlich selbstständig und war mit Lesungen oder als Sänger der Band Spardosen-Terzett jahrelang fast nonstop unterwegs. Zwischendurch gab es immer wieder Stippvisiten im Elternhaus und in Bielefeld, wie in *Dies Gefühl heißt Bielefeld* beschreiben: »Einmal im Jahr bin ich in Bielefeld, und wenn ich im dortigen ›Kamp‹ auftrete, weiß ich, dass bald Weihnachten ist. Das ist seit Jahren so, oft endet die Lesereise oder Konzerttournee sogar in Bielefeld.« Bei solchen Anlässen unternahm er dann einen Stadtbummel, der ihn in frühere Jahre zurückversetze. Einer der Besuche animierte ihn zu Zweizeilern wie »Wer nirgends sonst die Zeche prellt / Tut es wohl in Bielefeld« oder »Nicht abgeholt, obwohl bestellt: / Dies Gefühl heißt Bielefeld.« »Noch am selben Abend schenkte ich Bielefeld diese Verse, und dann machte ich, dass ich fortkam.«

Zum Schluss führte Drostes Lebensweg noch einmal nach Westfalen, nach Biemsen-Ahmsen, einem Ortsteil der lippischen Stadt Bad Salzuffen. In dieser Hinsicht bildet das Westfälische, so beliebig es als Kategorie auch scheinen mag, aus der Gesamtperspektive so etwas wie eine Klammer.

Ist es möglicherweise verwerflich, bei der vorliegenden Anthologie regionale Gesichtspunkte derart in den Vordergrund zu rücken? Wird dies Wiglaf Droste gerecht? Der Leser/die Leserin mag dies selbst entscheiden. Die Frage »Wie bin ich zu dem geworden, der ich später war«, hat sich Droste jedenfalls wiederholt gestellt. Sie war ihm wichtig. Auch weil sie Konsequenzen für seinen Lebensweg hatte, in positivem wie im negativen Sinn.

So zeigt das vorliegende Wiglaf-Droste-Lesebuch den Autor von seiner persönlichsten und manchmal auch melancholischen Seite. Letzteres gilt vor allem für seinen späten Text *Ein einfacher Junge vom Lande*, der eine Art »persönliches Glaubensbekenntnis« darstellt: »Ich bin ein einfacher Junge vom Land. Immer habe ich mir Lehrerinnen und Lehrer gesucht, die meinen Horizont erweiterten. Ich lerne gerne; so kam ich durch Sprachen, Reisen und staunende Zurkenntnisnahme in die Welt. Bücher verschlang ich geradezu, Comics von Carl Barks, René Goscinny und Hergé sowieso ... Falschlinge oder Verräter aber tue ich ab. Intriganz, Hinterhältigkeiten, jede Form von Mobbing und neidzernagtes Gieren nach anderer Leute Leben sind mir zuwider; wenn gekämpft werden muss, soll das Visier offen sein. Die Freuden der Liebe, des Kochens und Essens und des Spielens sind die meinen, ohne Musik und Poesie kann ich nicht leben. Das Spektrum reicht von dezent und filigran bis zu saftig und deftig; Gelärme oder Gezuppel sind mir so unerträglich wie jegliches Gejohle. Dass ich fließend Westfälisch spreche ... ist Glück, nicht Verdienst ... Eingangs erwähnte ich es bereits: Ich bin ein einfacher Junge vom Land.«

Eckdaten zu Leben und Werk²

Wiglaf Droste wurde 1961 in Herford als Sohn eines Lehrers geboren. Er wuchs in Bad Oeynhausen und Altenhagen bei Bielefeld auf. Das Abitur legte er am Bielefelder Gymnasium Heepen ab, an dem Droste für die Schülerzeitung schrieb und in der Theater-AG mitwirkte. Seinen Zivildienst absolvierte er beim Arbeiter-

² Vgl. Peter Köhler: *Wiglaf Droste. Ein Biogramm*, in: *Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*. 125. Nachlieferung. München: edition text + kritik, 2020. S. 1f.

Samariter-Bund in Bielefeld. 1983 zog er nach West-Berlin. Das Studium der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft an der Freien Universität brach er nach fünf Wochen »wegen schulähnlicher Zustände« (Droste) ab. Nach diversen Aushilfsjobs (unter anderem als Möbelpacker) wurde er 1985 Mitarbeiter des *Spandauer Volksblatts*, des Berliner Stadtmagazins *tip* und der *taz*. 1987 arbeitete er zehn Wochen lang für eine Düsseldorfer Werbeagentur. Kündigung aufgrund seines Motoröl-Slogans »Wir schmieren nicht nur den Kanzler, sondern auch den Motor seines Wagens«. 1988 war er für kurze Zeit Redakteur der Medienseite der *taz*. Eine von ihm mitgestaltete Seite zum Weltfrauentag löste einen Frauenstreik der Zeitung aus. Im selben Jahr elftägige Untersuchungshaft in Moabit wegen angeblicher Teilnahme an Ausschreitungen am 1. Mai in Berlin-Kreuzberg; den Vorwurf, Steine auf Polizisten geworfen zu haben, konterte er erfolgreich mit der Äußerung, seine Mittel im Kampf seien ausschließlich Worte. Zusammen mit dem Theatermann, Journalisten und Hausbesetzer Cluse Krings gründete er 1989 die »Höhnende Wochenschau«, die erste Berliner Lesebühne. Die Nachfolge trat 1991 das »Benno-Onnesorg-Theater« an, eine zuerst in Kinos und Kneipen abgehaltene, dann monatlich an der Berliner Volksbühne angesiedelte »Polit-Show«, die Droste zunächst gemeinsam mit dem Kabarettisten und Musiker Michael Stein und später bis 1994 allein betrieb. 1989 erschien mit *Kommunikaze* eine erste Sammlung seiner Polemiken und Kurztexte, der fast im Jahresrhythmus weitere Auswahlbände sowie vier Gedichtbände folgten. 1990/91 wurde Droste Mitglied der Autorenredaktion der *Titanic*, bevor er sich zu einer Laufbahn als freier Schriftsteller entschied. Seit dieser Zeit ging er regelmäßig auf Lesereisen. 1991 und 2001 musste er sich wegen bundeswehrkritischen Glossen vor Gericht ver-

antworten. Seine 1993 in der *Titanic* erschienene Satire *Der Schokoladenmann bei der Arbeit* führte zu massiven Protesten radikaler Kinderschützer aus feministischen Kreisen und dem autonomen Lager, die seine Lesungen störten und boykottierten (ausführlich beschrieben in Gerhard Henschels *Schelmenroman*, 2024). 1996 veröffentlichte er gemeinsam mit Henschel die Romansatire *Der Barbier von Bebra*, die ostdeutsche Bürgerrechtler auf den Plan rief (ebenfalls im *Schelmenroman* dargestellt). 1999 rief er mit dem Stuttgarter Meisterkoch Vincent Klink die lukullische Kampfschrift *Hauptling Eigener Herd* ins Leben, die bis 2013 »so vierteljährlich wie möglich« erschien. Daneben war er von 2000 bis 2009 freier Mitarbeiter beim Berliner *Tagesspiegel*, des Schweizer *Tages-Anzeigers* und ab 2013 der *Neuen Zürcher Zeitung*, für deren *NZZ Folio* er die Rubrik *Nomade im Speck* bestritt. Ferner gelegentliche Mitarbeit an *Das Magazin*, *Süddeutsche Zeitung*, *Konkret*, *Spiegel* und anderen Blättern. Viele seiner Texte las er für das Radio ein, für den Deutschlandfunk, das »Kritische Tagebuch« des WDR, BR, RBB und MDR, für den er eine sprachkritische Kolumne verfasste. Bis 2006 war er freier Kolumnist der Satireseite *Die Wahrheit* der *taz*. Im selben Jahr Umzug nach Leipzig und seitdem ständige Mitarbeit an *junge Welt*. Zwischen 2000 und 2008 trat Droste als Sänger des Essener Jazz-Chanson-Trios Spardosen-Terzett auf; außerdem trat er mit der Tünseltown Rebellion Band, Danny Dziuk und den Jazz-Musikern Uschi Brüning und Ernst-Ludwig Petrowsky auf, später auch mit Ralf Schüller. Als Hörbuchsprecher lieh er seine Stimme u. a. Dashiell Hammett, Voltaire und Peter Hacks. Seit Herbst 2017 lebte er im oberfränkischen Pottenstein, wo er 2019 nach schwerer Krankheit starb. Droste wurde mit dem Ben-Witter-Preis (2003), dem Annette-von-Droste-Hülshoff-Preis (2005) dem Nie-

heimer Schuhu (Peter-Hille-Preis) und dem Göttinger
Elch (2018) ausgezeichnet.

Textnachweise

Über das Wünschen, »Wir sind freie Menschen«, Früh raus, Lebensplan Zuhause, Er & Leben, Mein Zielgruppenkino, Dein Gesicht ist bekannter als dein Name ... aus: *Der Ohrfeige nach. Neue Geschichten, Sprachglossen und Miniaturen.* Berlin: Edition Tiamat, Berlin 2014 – *Namensgebung, Steckrüben zu Winnetous, Mein Lieblingsjesus, Nie wieder!, Späte Rache oder: The Köln Concert, Der blitz-blanke Lappen. Als Glasbruchmann unterwegs, Die Rückkehr des Glücksbuddhas, Ein einfacher Junge vom Lande* aus: *Chaos, Glück und Höllenfahrten. Eine autobiographische Schnitzeljagd.* Hg. von Klaus Bittermann. Ebd. 2021 – *Kassettchen hören, Vom Glück auf dem Land, Die Rolle der Frau, Gestank im Ohr* aus: *Die Rolle der Frau und andere Lichtblicke.* Ebd. 2001 – *Rot lackiert* aus: *Die Würde des Menschen ist ein Konjunktiv. Neue Sprachglossen.* Ebd. 2013 – *Der Duft der Frauen, Tünseliges Ostwestfalen* aus: *Wir sägen uns die Beine ab und sehen aus wie Gregor Gysi.* Ebd. 2004 – *Von Schampelmännern und Bovisten, Heimat, regional, global? Oder mal ins Tanzlokal?* aus: *Auf sie mit Idyll. Die schöne Welt der Musenwunder.* Ebd. 2011 – *Vom Muckefuck zur Schaumschlägerei, Durch die Sprache in die Welt, Alles rennet, biket, latschet* aus: *Will denn in China gar kein Sack Reis mehr umfallen?* Ebd. 2007 – *Des Lebens Saftigkeit, Quasbraken luschern, Abenteuer in Bielefeld, Ahmsen-Biensen* aus: *Kalte Duschen, warmer Regen.* Ebd. 2018 – *Weltspartag* aus: *Im Sparadies der Friseure. Eine kleine Sprachkritik.* Ebd. 2009 – *Erinnerung an 1968, Wullacken im Weserbergland, Ich schulde einem Lokführer eine Geburt* aus: *Der infrarote Korsar. Ausgesuchte neue Texte.* Ebd. 2003 – *Die Welt als Beute oder Feind, Bist du süß!, Heidegger und Heidi, Schnappi schnappi schnapp, Das schwarz-gelbe Gefühl, Nicht abgeholt, obwohl bestellt. Der jährliche Bielefeld-Bummel* aus:

Kafkas Affe stampft den Blues. Ebd. 2006 – *Existentialismus heute, Familienbande* aus: *Die schweren Jahre ab dreiunddreißig* aus: Klaus Bittermann (Hg.): *Die schweren Jahre ab dreiunddreißig.* Ebd. 2019 – *Nasiaten, Heim und Heimat, Boche oder Bauknecht?, Wie ist die Gurke?, Kirschen à la aller Art, Der Kater Humpelkumpel* aus: *Nomade im Speck,* Ebd. 2016 – *Familienfeier, Meine Familie und nicht ich* aus: *Nutzt gar nichts, es ist Liebe. Gedichte.* Leipzig: Reclam 2005 – *Unabhängig werden. Schülerzeitung machen, Töpfern und Schwingungen erzeugen* aus Christof Meueler: *Die Welt in Schach halten. Das Leben des Wiglaf Droste.* Berlin: Tiamat 2024 – *Lieber Spengemann als Langhans* aus *Zen-Buddhismus und Zellulitis. Polemiken, Glossen, Satiren und Reimgedichte.* München: Kunstmann 1999.

Dank

Die Bände der vorliegenden Reihe bieten üblicherweise Best-of-Kollektionen der behandelten Autorinnen und Autoren. Beim vorliegenden Lesebuch mit Texten von und einem Text über Wiglaf Droste ist das anders. Der Grund: Es liegt bereits ein entsprechender Auswahlband vor.³ Er wurde vorbildlich von Klaus Bittermann zusammengestellt, der sich wie kein anderer um das Nachleben des von ihm in der Edition Tiamat verlegten und mit ihm befreundeten Autors kümmert.⁴ Auf ein *Lesebuch Wiglaf Droste* sollte dennoch nicht verzichtet werden. Droste sollte aus doppeltem Grund in dieser repräsentativen Reihe vertreten sein, aufgrund seines literarischen Rangs – im Kanon der westfälischen Literatur kann er fraglos einen vorderen Platz beanspruchen –, und auch, weil in der *Westfälischen Bibliothek* bereits seine Freunde und Weggenossen Hans Zippert, Fritz Eckenga und demnächst auch Bernd Gieseking und Heiko Werning vertreten sind – da sollte und durfte sein Name einfach nicht fehlen.

Ich danke diesbezüglich besonders Klaus Bittermann, der die Idee zu diesem Lesebuch unterstützte und die zuvor in der Edition Tiamat erschienenen Texte für einen Nachdruck zur Verfügung stellte. Ein weiterer Dank gilt Christof Meueler, der einen Auszug aus seiner vorzüglichen Droste-Biografie für einen Nachdruck freigab.

³ Wiglaf Droste: *Die schweren Jahre ab dreiunddreißig*. Hg. von Klaus Bittermann. Berlin 2019;

⁴ Vgl. zuletzt *Chaos, Glück und Höllenfahrten. Eine autobiographische Schnitzeljagd*. Hg. von Klaus Bittermann. Berlin 2021 sowie ders. (Hg.): *Vollbad im Gesinnungsschaum. Sprachkritische Glossen*. Berlin 2023.

Nylands »Kleine Westfälische Bibliothek«

Peter Paul Althaus (Bd. 1) ■ Gustav Sack (Bd. 2) ■ Hans Siemsen (Bd. 3) ■ Josef Winckler (Bd. 4) ■ Reinhard Koester (Bd. 5) ■ Elisabeth Hauptmann (Bd. 6) ■ Peter Hille (Bd. 7) ■ Jodocus Temme (Bd. 8) ■ Ernst Meister (Bd. 9) ■ Heinrich und Julius Hart (Bd. 10) ■ Max Bruns (Bd. 11) ■ Paul Zech (Bd. 12) ■ Andreas Rottendorf (Bd. 13) ■ Adolf von Hatzfeld (Bd. 14) ■ August Stramm (Bd. 15) ■ Thomas Valentin (Bd. 16) ■ Paul Schallück (Bd. 17) ■ Richard Huelsenbeck (Bd. 18) ■ Erich Jansen (Bd. 19) ■ Felix Fechenbach (Bd. 20) ■ Fred Endrikat (Bd. 21) ■ Clara Ratzka (Bd. 22) ■ Annette von Droste-Hülshoff (Bd. 23) ■ Katherine Allfrey (Bd. 24) ■ Anton Aulke (Bd. 25) ■ Henriette Davidis (Bd. 26) ■ Katharina Schücking (Bd. 27) ■ Anton Matthias Sprickmann (Bd. 28) ■ Heinrich Jung-Stilling (Bd. 29) ■ Siegfried Johannes Schmidt (Bd. 30) ■ Erich Grisar (Bd. 31) ■ Johann Moritz Schwager (Bd. 32) ■ Reinhard Döhl (Bd. 33) ■ Hugo Ernst Käufer (Bd. 34) ■ Jenny Aloni (Bd. 35) ■ Michael Klaus (Bd. 36) ■ Max von der Grün (Bd. 37) ■ Hans Dieter Schwarze (Bd. 38) ■ Gerhard Mensching (Bd. 39) ■ Carl Arnold Kortum (Bd. 40) ■ Heinrich Kämpchen (Bd. 41) ■ Ferdinand Krüger (Bd. 42) ■ Werner Streletz (Bd. 43) ■ Rainer Horbelt (Bd. 44) ■ Engelbert Kaempfer (Bd. 45) ■ Heinrich Schirmbeck (Bd. 46) ■ Eckart Kleßmann (Bd. 47) ■ Otto Jägersberg (Bd. 48) ■ Mathilde Franziska Anneke (Bd. 49) ■ Heinrich Maria Denneborg (Bd. 50) ■ Arnold Consbruch (Bd. 51) ■ Maria Lenzen (Bd. 52) ■ Jürgen Schimanek (Bd. 53) ■ Willy Kramp (Bd. 54) ■ Wolfgang Körner (Bd. 55) ■ Frank Göhre (Bd. 56) ■ Hans Wollschläger (Bd. 57) ■ Otto zur Linde (Bd. 58) ■ Josef Reding (Bd. 59) ■ Siegfried Kessemeier (Bd. 60) ■ Harald Hartung (Bd. 61) ■ Ernst Müller (Bd. 62) ■ Justus Möser (Bd. 63) ■ Walter Vollmer (Bd. 64) ■ Christine Koch (Bd. 65) ■ Werkleute auf Haus Nyland (Bd. 66) ■ Ilse Kibgis (Bd. 67) ■ Franz Josef Degenhardt (Bd. 68) ■ Hans Marchwitza (Bd. 69) ■ Peter Florenz Wed-

digen (Bd. 70) ■ Gerd Semmer (Bd. 71) ■ Augustin Wibbelt (Bd. 72) ■ Otto Lüning (Bd. 73) ■ Otti Pfeiffer (Bd. 74) ■ Hugo Wolfgang Philipp (Bd. 75) ■ Liselotte Rauner (Bd. 76) ■ Levin Schücking (Bd. 77) ■ Georg Weerth (Bd. 78) ■ Fr. W. Weber (Bd. 79) ■ Ferdinand Freiligrath (Bd. 80) ■ Erwin Sylvanus (Bd. 81) ■ Volker W. Degener (Bd. 82) ■ Richard Limpert (Bd. 83) ■ Elise von Hohenhausen (Bd. 84) ■ Friedrich Wilhelm Grimme (Bd. 85) ■ Werner Zillig (Bd. 86) ■ Hermann Mensing (Bd. 87) ■ Norbert Johannimloh (Bd. 88) ■ Georg Bernhard Dep-ping (Bd. 89) ■ Horst Hensel (Bd. 90) ■ Heinrich Peuck-mann (Bd. 91) ■ Friedrich Adolf Krummacher (Bd. 92) ■ Ludwig Homann (Bd. 93) ■ Victor Kalinowski (Bd. 94) ■ Klaus Märkert (Bd. 95) ■ Ulrich Horstmann (Bd. 96) ■ Friedrich Grotjahn (Bd. 97) ■ Johann Lorenz Benz-ler (Bd. 98) ■ Inge Meyer-Dietrich (Bd. 99) ■ Ferdinand Kriwet (Bd. 101) ■ Josef Krug (Bd. 102) ■ Hans Dieter Baroth (Bd. 103) ■ Gerd Puls (Bd. 104) ■ Jürgen Bröcan (Bd. 105) ■ Georg Veit (Bd. 106) ■ Ralf Thenior (Bd. 107) ■ Ursula Bruns (Bd. 108) ■ Sigismund von Radecki (Bd. 109) ■ Karl-Ulrich Burgdorf (Bd. 110) ■ Dietrich Wachler (Bd. 111) ■ Sabine Deitmer (Bd. 112) ■ Georg Bühren (Bd. 113) ■ Jay Monika Walther (Bd. 114) ■ Monika Littau (Bd. 115) ■ Thomas Kade (Bd. 116) ■ Michael Roes (Bd. 117) ■ Heiner Feldhoff (Bd. 118) ■ Ulrich Straeter (Bd. 119). ■ Otto A. Böhmer (Bd. 120). ■ Hertha Koenig (Bd. 121) ■ Theodor Althaus (Bd. 122) ■ Marion Gay (Bd. 123) ■ Erik Reger (Bd. 124) ■ Thorsten Trelenberg (Bd. 125) ■ Herbert Berger (Bd. 126) ■ Horst Dieter Gölzenleuchter (Bd. 127) ■ Dieter Treeck (Bd. 128) ■ Erwin Grosche (Bd. 130) ■ Philipp Wiebe (Bd. 131) ■ Jürgen Wiersch (Bd. 132) ■ Martin Becker (Bd. 133) ■ Fritz Eckenga (Bd. 134) ■ Walter Höher (Bd. 135) ■ Rolf Schönlaue (Bd. 136) ■ Ursula Maria Wartmann (Bd. 137) ■ Siegfried August Von Goué (Bd. 138) ■ Klaus-Peter Wolf (Bd. 139) ■ Hans Georg Bulla (Bd. 140) ■ Herbert Somplatzki (Bd. 141) ■ Heinz-Albert Heindrichs (Bd. 142).



Kontakt gem. GPSR